

Schriftsteller im Elsass und in Lothringen 1914–18

Stefan Woltersdorff

Wetterleuchten über den Vogesen

„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief / Aufgestanden unten aus Gewölben tief“. Mit diesen Worten beginnt das Gedicht „Der Krieg“ von **Georg Heym** (1887–1912). Es entstand nicht etwa 1914, sondern 1910, und macht deutlich, dass der Erste Weltkrieg lange schon in den Köpfen begonnen hatte, noch bevor der erste Schuss fiel, und dass Schriftsteller einen großen Anteil daran hatten.

Der aus dem östlichen Grenzland Schlesien stammende Heym war weder kriegslüsternd noch Pazifist, er fing schlicht die Stimmung seiner Zeit ein. Als er obiges Gedicht verfasste, studierte er auf Wunsch seines Vaters gerade Jura, ein „Sauzeug“, das er „zum Kotzen“ und „zum Scheißen“ fand (Tagebuch vom 29.11.1910). Nachdem 1911 seine Dissertation abgelehnt worden und sein juristischer Vorbereitungsdienst auch im zweiten Anlauf gescheitert war, begann er sich nach alternativen Brotberufen umzusehen und fuhr zu diesem Zweck Anfang Januar 1912 in das östliche Grenzland Elsass-Lothringen, genauer gesagt: nach Metz, wo er sich bei einem lothringischen Infanterieregiment als Fahnenjunker bewarb. Während der Zugreise verfasste er ein Gedicht voll dunkler Vorahnungen:

*Die Höfe luden uns ein, mit den Armen schmächtig,
Faßten unserer Seelchen zipfeliges Kleid.
Wir entglitten durch Tore nächtig
In toter Gärten verwunschene Zeit.*

*Von Regenrohren fiel Wasser bleiern,
Ewig, Wolken flogen so trübe.
Und über der Starre der frostigen Weiher
Rosen hingen in Dürre vom Triebe.*

*Und wir gingen auf herbstlichen Pfaden, geringern,
Gläserne Kugeln zerrissen unser Gesicht,
Jemand hielt sie uns vor auf den spitzigen Fingern.
Unsere Qualen machten uns Feuerlicht.*

*Und wir schwanden so schwach in die gläsernen Räume.
Riefen voll Wehmut, da dünne das Glas zerbrach.
Wir sitzen nun ewig, in weißlichen Wolken zu träumen
Spärlichem Fluge der Falter im Abendrot nach.*

(Heym, S. 1017)

Metz war Bezirkshauptstadt des deutschen Teils von Lothringen, der zusammen mit dem damals ebenfalls deutschen Elsass das Reichsland Elsass-Lothringen bildete. Seit der Angliederung an das neu geschaffene Deutsche Reich im Jahr 1871 war das Land zwar wirtschaftlich und kulturell aufgeblüht, zugleich aber in eine Militärlandschaft verwandelt worden: mit Denkmälern, die an den letzten Krieg erinnerten, sowie Kasernen und Festungen, die den nächsten vorbereiteten. Selbst die Eisenbahn, mit der Heym von Berlin nach Metz fuhr, war ein Teil davon: Es war die „Kanonenstraße“, über die im Konfliktfall innerhalb weniger Tage dreieinhalb Millionen Mann nebst Pferden, Munition und Verpflegung nach Westen verlegt werden sollten. Um Metz gegen einen Angriff zu schützen, war ein uralter Weinberg zerstört und in eine Festung verwandelt worden: der Mont Saint-Quentin (357 m). In seinem Roman *Colette Baudoche* (1908/09) beklagt der lothringische Dichter **Maurice Barrès** (1862–1923) diese Verwandlung einer Kultur- in eine Kriegslandschaft:

Von der Esplanade aus erahnt man unter einem wolkigen Himmel zwölf Winzerdörfer, gebadet oder gespiegelt in der Mosel, die uns wie diese mit der milden Süße ihrer Namen umschmeicheln: Scy, woher der beste unserer Weine kommt, Rozérieulles, wo jedes Haus seinen eigenen Weinberg besitzt, das Erdbeerland von Woippy, das an Mirabellen reiche Lorry: alle sind mit fruchttragenden Bäumen gesegnet, die sie zu beschützen und zu lieben scheinen. Aber die Gipfel der Hügel, auf denen sie liegen, sind eingeebnet: Daraus wurden die Festungen von Plappeville, Saint-Quentin, Saint-Blaise und Sommy gemacht. (Barrès: Bd. 2, S. 311; Ü: S. W.)

Noch größer war die „Feste Kaiser Wilhelm II.“, die etwa zur gleichen Zeit im Elsass zur Verteidigung Straßburgs errichtet wurde. Auch hier musste ein alter Weinberg weichen, der teilweise den Großeltern des elsässischen Schriftstellers **René Schickele** (1883–1940) gehörte. Im Vorwort seines Essaybuches *Schreie auf dem Boulevard* (1913) berichtet er davon:

In unserm Rebberg war eine Festung eingewühlt, unterirdische Stadt voll dunkler Drohung. Ihre unsichtbaren Geschütze spielten in den Manövern dem Städtchen unten zum Bärenanzug auf. Um diese Hölle zu bauen, hatten sie unseren Kastanienwald enteignet und in drei Tagen umgeschlagen. Jeder Weg führte vor ein mächtiges Gitter, vor dem ein finsterner Soldat mit geschultertem Gewehr stand. Zum Trost sagten sie uns, daß dies die

stärkste Festung der Welt sei, und deshalb hieße sie Feste Kaiser Wilhelm II. Die Kornfelder in der Ebene bargen zahllose Forts, von denen wir Kinder wußten, daß uns der schwarze Mann holen werde, wenn wir ihnen zu nahe kämen, denn in den großen rechteckigen Maulwurfshügeln, da wohnte er (...). Wieviel Fremde für uns, schwindelnde Ferne und nächste Feindschaft! (Schickele, Bd. 3, S. 277f.)

Schickele und der 21 Jahre ältere Barrès standen sich bis 1900 sehr nahe: Beide waren französischsprachig aufgewachsen und katholisch erzogen worden. Beide liebten ihre Region und empörten sich über deren Militarisierung. Dann aber entwickelten sie sich in gegensätzliche Richtungen weiter: Der Franzose Barrès wurde zum Wortführer des nationalistischen Lagers, Schickele dagegen, bis 1918 dem Papier nach Deutscher, wurde ein Mahner für Frieden und internationale Verständigung. Ob er daran überhaupt noch geglaubt hat? In seinem Roman *Benkal der Frauentröster* (1913) jedenfalls erzählt er vom Krieg in einem fiktiven Land, das unverkennbar an Elsass-Lothringen erinnert.

Die wachsende Militärpräsenz entging selbst Kindern nicht, eines davon hieß **Jean-Paul Sartre** (1905–80). Wie jedes Jahr verbrachte der damals Achtjährige den letzten Friedenssommer 1913 bei seiner Familie mütterlicherseits im elsässischen Pfaffenhofen. Vom Haus seiner Großtante Caroline aus sah er deutsche Soldaten, die die Dorfstraße entlang zogen. In seinem Kriegstagebuch vom 22.12.1939 schreibt er viele Jahre später:

Ich erinnere mich vage an das silberne Glänzen eines deutschen Regiments, das unter schrillen und schneidenden Flötentönen unter unserem Fenster vorbeimarschierte. (Sartre: Carnets, S. 374, Ü: S. W.)

Vielleicht waren die Soldaten gerade auf dem Weg ins Sommermanöver, das 1913 im Nordelsass stattfand. Einer von ihnen sollte dort eine Staatsaffäre auslösen, die das Land dem Krieg wieder ein Stück näher brachte: der damals 20-jährige Leutnant **Günther von Forstner** (1893–1915). Ein Redakteur der *Straßburger Post* schildert den weiteren Hergang:

Der Leutnant Freiherr von Forstner, frisch von der Kadettenschule in das Zaberner Infanterie-Regiment 99 entlassen, war im Manöver in Hatten dem von seinem Quartierwirt reichlich gespendeten Elsässer Wein zum Opfer gefallen und hatte im Rausch sein Bett verunreinigt, wie sonst nur Säuglinge mit ihren Windeln

tun. – Nur war das bei dem immerhin schon etwas erwachsenen Leutnant quantitativ nicht so leicht zu nehmen und menschlich nicht so entschuldbar. Das Dienstmädchen des Quartierhauses, dem die peinliche Wäsche der Leintücher zufiel und dem der verkaterte Leutnant beim Abschied nicht einmal durch ein Trinkgeld die Arbeit angenehmer gemacht hatte, stammte aus Zabern, hatte die Regimentsnummer natürlich sofort erkannt und ließ ihr Plappermaul nach Herzenslust spazierengehen (...) Weil „Messti“ war, hörten die Geschichte alle, die da tanzten und tranken. Von da an liefen die Gassenbuben dem Leutnant auf der Straße nach, riefen – weil sie eben Gassenbuben und in diesen Dingen der umschreibenden Redeweise nicht kundig sind – ihm „Bettschisser“ nach und rannten davon. Das war die einfache, in ein Wort kondensierte Beschreibung des Tatbestandes, wurde aber vom Regimentskommandeur als Beleidigung – nicht etwa der Hattener Familie und ihres Gastbettes, sondern des Leutnants gedeutet. (Fröba, S. 16f.)

Von Forstner wagte sich von nun an nur noch mit bewaffneter Eskorte auf die Straße und versprach sogar jedem eine Mark, der einen „Dreckwackes zusammensticht“. Tags darauf waren diese Worte im *Zaberner Anzeiger* nachzulesen, woraufhin sich wütende Bürger vor Forstners Wohnung und in seinem Stammlokal, dem Gasthof zum Karpfen versammelten (heute La Carpe d’Or). Am 28. November 1913 eskalierte die Situation. Im Dezember-Heft seiner Zeitschrift *Kain. Zeitschrift für Menschlichkeit* schildert **Erich Mühsam** (1878–1934) die Ereignisse:

Das Zaberner Straßenbild muß einen recht angenehmen Eindruck gemacht haben. Ein Rudel Leutnants geht spazieren, darunter Herr von Forstner. Spielende Kinder bemerken ihn und eins ruft „Bettschisser“. Das Rudel Leutnants zieht die Plempen und jagt hinter den Kindern her, – ein wahrhaft kriegerischer Anblick (...). Da erscheinen auf der Bildfläche 50 Mann Füsiliere, stellen sich in zwei Gliedern auf, das vordere kniet nieder, die Leute legen auf die Schüler an, und unter Trommelwirbel ertönt die Aufforderung, sich zu zerstreuen. Wer nicht sofort verschwindet, wird festgenommen – im ganzen 27 Personen, darunter zwei Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die gerade einen Übeltäter gegen die bürgerliche Ordnung verknallt haben.

Die Verhafteten werden im ausgeräumten Kohlenverlies der Regimentskaserne, dem sogenannten Pandurenkeller, untergebracht, einem stinkenden, dunklen Loch, von dessen Bestimmung zur Menschenbehausung sein Erbauer sich nichts hätte träumen las-

sen (...). Hier wurden die Sünder eine ganze Nacht hindurch festgehalten. Leider hatte man die Juristen vorher freigelassen. Gerade für sie, denen das Verhängen von Freiheitsstrafen Lebensberuf ist, wäre die Erfahrung am eigenen Leibe vielleicht sehr nützlich gewesen (...).

Die kollerig gewordene Soldateska hatte damit noch nicht ausgetobt. Sie setzte ihre Jagd auf lachende Kinder fort, drang in Häuser ein, verhaftete einen neunjährigen Jungen und ein vierzehnjähriges Mädchen, und der erste Held, Herr von Forstner, schlug bei einer Säbelattacke auf spielende Kinder in einem benachbarten Dorfe einem lahmen Schustergesellen eine tiefe Wunde in den Kopf (Fröba, S. 9 f.)

Mühsams Text ist nur eine von vielen literarischen Reaktionen auf die „Revolution von Zawere“. Joseph Roth und Carl von Ossietzky, natürlich auch René Schickele und Maurice Barrès, nahmen ebenfalls Stellung. Die Empörung war einhellig, und doch wurden im Januar 1914 die verantwortlichen Offiziere in Straßburg freigesprochen. Nur drei elsässische Rekruten, die die Presse über Forstners „Stechprämie“ informiert und damit alles ausgelöst hatten, wurden mit Arrest bestraft. Spätestens seit diesem Tag war Elsass-Lothringen für Deutschland verloren, dabei war der erste Schuss noch gar nicht gefallen.

Der Totentanz beginnt

Ein Krieg brach aus, fast hinter unserm Rücken (...). Die Tür flog auf, jemand schrie: „Krieg!“ Wir saßen erstarrt, den Schmerz wie ein Messer im Herzen, und dann – dann hob es uns auf, wir standen, ganz verkehrt innen und außen, und während draußen vor den Fenstern unsere Brüder, unsere Kinder, unsere Freunde ihr Blut vorbeitruhen, nahmen wir die Teller unseres gemeinsamen Mahles, die halbgeleerten Gläser, schmetterten sie uns vor die Füße, warfen die Arme hoch und schrien einander mit rotem Gesicht Beschimpfungen zu. (Schickele, Bd. 3, S. 11)

Im Vorwort zu seinem Kriegsdrama *Hans im Schnakenloch*, entstanden im Sommer 1914, beschreibt René Schickele, wie der Krieg die europäische Familie auseinanderriss. Bezogen auf Elsass-Lothringen war dies nicht nur eine Metapher, sondern Alltag: Während Schickeles Neffen zu den französischen Fahnen gerufen wurden, zog sein Bruder Gustav als deutscher Soldat ins Feld. In seinem Roman *Blick auf die Vogesen* (1924) porträtiert er ihn unter dem Namen Ernst Breuschheim.

Auch einige Schriftsteller bekannten sich als kaisertreue Untertanen, darunter der Elsässer **Friedrich Lienhard** (1865–1929). Von seinem thüringischen Wohnort aus feierte er *Deutschlands europäische Sendung* (1914). Titel wie *Heldentum und Liebe* (1915) und *Weltkrieg und Elsaß-Lothringen* (1916) sollten folgen. Und auch aus Lothringen kamen nationale Töne: Die deutschstämmige Autorin **Ilse Jacobs** arbeitete dort an ihren *Lothringischen Geschichten* (1930), ein buntes Sammelsurium von Skizzen, Novellen und Gedichten. Da die Autorin, wie der Klappentext vermerkt, als „Opfer ihres vaterländischen Pflichtgefühls“ gefallen ist, entstammen alle Texte der Zeit vor 1918 und vermitteln so ein authentisches Stimmungsbild des deutschnationalen Milieus von Metz während des Krieges. Neben gut gemeintem Kitsch finden sich zahlreiche, den Krieg verklärende Passagen, darunter das Gedicht „Auf dem Festungsbahnhof/Nachtbild“. Hier ein Auszug:

Der Bahnhof nachts.

*Am letzten Schienenweg, weit hinten,
Der dunkle Schatten dort, der Posten, kennt den Krieg,
Obgleich er nie ins Angesicht ihm sah.
Dicht vor ihm liegt die Eisenader bloß,
Die Blut dem Krieg zum Feuerherzen trägt,
Und die es matt und langsam rückwärts fährt.*

*Des Krieges Antlitz sieht der Posten nicht.
Er hört den Herzschlag nur, der dumpf und schwer
Von jenen Bergen, die in Nacht versunken,
Herüber dröhnt. Des Ungeheuers Mantel
Fühlt lasten er auf dieser Bahnhofshalle (...).*

(Jacobs, S. 7)

Wer französisch dachte oder fühlte, emigrierte oft nach Frankreich, darunter drei bekannte elsässische Publizisten: **Emile Wettolé** aus Colmar, **Léon Boll** aus Straßburg und **Pierre Bucher** (1869–1921) aus Gebwiller. In Deutschland wegen Verrats zum Tode verurteilt, arbeitete Letzterer während des Krieges im französisch besetzten Oberelsass bzw. bei Belfort für den Service de renseignement. Andere flüchteten in die innere Emigration, so der elsässische Schriftsteller **Gustave Stoskopf** (1869–1944) oder dessen Landsmann, der Politiker und Publizist **Camille Dahlet** (1883–1963), ein Schulfreund Schickeles. In seinem Roman *Blick auf die Vogesen* (1927) porträtiert er ihn unter dem Namen François Kern.

Neben Nationalisten beider Lager gab es noch die Gruppe der Pazifisten. Für sie war weder in Deutschland noch in Frankreich Platz, ihr gelobtes Land war die Schweiz. Bereits seit 1909 lebte dort der Straßburger Künstler und Schriftsteller **Jean** bzw. **Hans Arp** (1886–1966), während des Krieges zählte er zu den Mitbegründern des Dadaismus. Im Sommer 1914 folgten ihm zwei jüdische Landsleute nach: der Elsässer **Salomon Grumbach** (1884–1952) und der Lothringer **Yvan Goll** (eigtl. Isaac Lang: 1891–1950). Grumbach arbeitete während des Krieges als politischer Journalist, Goll verfasste hier sein *Requiem. Für die Gefallenen von Europa* (1917). Sie alle waren mit **René Schickele** befreundet, der bei Kriegsausbruch in Mecklenburg wohnte. Im Januar 1915 übernahm er in Berlin die Leitung der *weißen Blätter*, die er auf einen kriegskritischen Kurs brachte. Im Sommer 1915 bewirkte der mit Schickele befreundete Politiker Friedrich Naumann dessen Ausreise in die Schweiz. Nach einer erfolgreichen Therapie leitete er von dort aus seine Zeitschrift bis zum Ende des Krieges weiter und bemühte sich bis zuletzt um eine friedliche Lösung des Konflikts.

Wer in Elsass-Lothringen geblieben war, wurde Teil der deutschen Kriegsmaschine. Doch das vorherrschende Gefühl war nicht nationale Begeisterung, sondern Angst: In seinem Kriegstagebuch vom 3. August 1914 berichtet der in Colmar geborene, deutschstämmige Dichter **Ernst Stadler** (1883–1914) von „weinenden Frauen und Mädchen“, die er in in einem elsässischen Dorf angetroffen habe. Von Tränen überströmt habe die Wirtstochter ihm den Kaffee gebracht, und selbst sein Hauptmann habe „das Schreckliche, die Tragik des Krieges“ betont. Keine Spur von Hass auf Frankreich, im Gegenteil: Als Stadler am 10. August erstmals die Grenze überschritt, notierte er in sein Tagebuch: „Ich grüße Dich, süße Erde von Frankreich!“ Als Reserveleutnant zog er in diesen Krieg, doch er war ein überzeugter Europäer. Zusammen mit René Schickele hatte er 1903 in Straßburg die Literaturzeitschrift *Der Stürmer* herausgebracht, die für ein kulturell geeintes Europa der offenen Grenzen eintrat. In den folgenden Jahren machte er sich als expressionistischer Lyriker und Leiter des weltweit ersten Instituts für Komparatistik in Brüssel einen Namen. Im Herbst 1914 sollte er einen Lehrstuhl in Toronto übernehmen, doch der Krieg warf alle Pläne über den Haufen ...

Im lothringischen Landesteil war die Stimmung ähnlich. In ihrem Antikriegs-Roman *Die Katrin wird Soldat. Ein Roman aus Elsass-Lothringen* (1930), der in sechzehn Sprachen übersetzt wurde, kommt die lothringische Autorin **Adrienne Thomas** (eigtl. Herta Strauch: 1897–1980) darauf zu sprechen. Sie war

die zweisprachige Tochter einer Lothringerin und eines jüdischen Geschäftsmannes aus Preußen. 1908 zog sie mit ihren Eltern von Sankt Avold nach Metz, wo sie während des Ersten Weltkriegs als Rotkreuz-Helferin arbeitete. Die Atmosphäre in der Metzger Synagoge kurz nach Kriegsausbruch schildert sie folgendermaßen:

Ich war mit den Eltern in der Synagoge. Schrecklich, die vielen weinenden Frauen, deren Männer und Söhne nicht wie sonst auf sie warteten. Unten war die Hälfte der Betenden feldgrau, auch Österreicher waren darunter. Als die Thorarollen herumgetragen wurden, drängten sich die Feldgrauen, die zehn Gebote mit dem Gebettuch zu führen. Auch euer Gott wird euch nicht helfen. Für viele unter euch ist es zum letzten Mal. Du sollst nicht töten!

Die Metzger Gemeinde genoß – weil sie dumm ist – die Sensation, unter ihren Andächtigen das erste Mal Juden in Offiziersuniform zu haben.

Heute Vormittag predigte nicht unser Oberrabbiner, sondern ein Feldgeistlicher. Er sagte, vielleicht seien unsere Soldaten zu Hohem ausersehen, vielleicht sollten sie das alte, böswillige Vorurteil beseitigen, das des Juden Treue und Hingabe an sein Vaterland nicht wahr haben wolle. Er sprach von der treuen Pflichterfüllung der jüdischen Soldaten im Felde, und wie sie zu Ruhm und Sieg ihr Teil beitragen ... Als dann die Orgel spielte und unsere schönen alten Gesänge ertönten, sprach das stärker und wärmer zu mir als irgendwelche Worte. (Thomas, S. 203)

Die Schlacht in Lothringen

Während die deutschen Truppen gemäß des Schlieffen-Plans ins neutrale Belgien und von dort in Nordfrankreich einfielen, stießen französische Verbände im Südeisass, den mittleren Vogesen (Breuschtal) und in Nordlothringen auf damals deutsches Gebiet vor. So wurde Elsass-Lothringen bereits in den ersten Kriegstagen zum Schlachtfeld, die Gräber vom August und September 1914 auf dem deutsch-französischen Soldatenfriedhof von Strasbourg-Cronenbourg zeugen noch heute davon.

Bereits am 11. August 1914 kam es südlich von Metz bei dem deutsch-lothringischen Dorf Lagarde (während des Krieges umbenannt in Gerden) zu einer ersten Schlacht auf elsässisch-lothringischem Boden, einem Kavalleriegefecht. Es war eines der ersten und zugleich letzten seiner Art an der Westfront. Unter den vorstürmenden bayerischen Ulanen befand sich der

jüdische Soldat Fischel, der dabei die erste feindliche Fahne erbeutete. Bald darauf erschien im Dortmunder Generalanzeiger folgendes Gedicht von **Max Frank**:

Die erste Fahne!

*Und wißt ihr, wer bei Lagarde in der Schlacht
Die erste Fahne hat heimgebracht?
Die erste Fahne beim ersten Siege,
Die erste Fahne im ganzen Kriege?
Der Jude Fischel ist es gewesen,
So stand es in den Blättern zu lesen.*

*Groß rühmen wil ich den Juden drum nicht,
Er ist Soldat und er tat seine Pflicht;
Wie tausend Juden, Millionen Christen,
Die zu kämpfen versteh'n und zu sterben wüßten.
Er soll nicht Dithyramben hier lesen,
Weil er ein Mann unter Männern gewesen.*

*Doch wünscht' ich, daß jene läsen die Mär,
Die feind den Juden seit alters her
Sie niemals neben sich haben gelitten,
Ihnen Deutschtum und Mannesmut abgestritten.
Von denen wird mancher sich doch nun bequemen,
Sich ganz, ganz heimlich ein wenig zu schämen.*

(Militärgeschichtliches Forschungsamt, S. 23)

Am 20. August 1914 kam es bei Saarbürg in Lothringen zu einer weiteren Feldschlacht, die auch im nahen Elsass Panik auslöste. In seiner Erzählung *Momente* (1915) beschreibt der in Metz geborene und damals in Straßburg lebende Schriftsteller **Otto Flake** (1880–1963) die Angst vor einem drohenden Einbruch der Front in die elsässische Ebene:

Wie, wenn plötzlich fliehende Reiter auftauchten, Deutsche, und hinter ihnen die wilde Jagd der Zerstörung? Man glaubte es nicht, aber es war ja auch nicht unmöglich. (Flake: Oberrhein, S. 157)

Flake verfolgte das Geschehen nur aus der Ferne, der jüdisch-elsässische Schriftsteller **Nathan Katz** (1892–1981) war als deutscher Soldat daran beteiligt und wurde dabei am rechten Arm verwundet. Nach seiner Genesung wurde er an die Ostfront geschickt, wo er in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Dort verfasste er seinen ersten Gedichtband *Galgenbüchlein*

(1920). Bekannt wurde er später mit seinen in jiddisch-elsässischer Mundart verfassten Gedichten, Theaterstücken und Novellen. In seinen *Gschichte üs em Sundgäu* kommt er auch auf seine Erlebnisse im Sommer 1914 zu sprechen:

A isch Chrieg worde. Dur d'ershti verschosseneni elsässischi Därfer sin mr marschiärt. Im zittige Chornfäll hai mr glageret. Das scheene schwäre Chorn, do isch's niederträtte worde; d Wälder ewäg ghäue. Het eim des wehdo im Härz!

An der Schlacht nahm auch der expressionistische Lyriker **Alfred Lichtenstein** (1889–1914) teil. Wenige Wochen später, am 25. September 1914, fiel er bei Vermandovillers an der Somme, kurz nach Niederschrift des Gedichts *Die Schlacht bei Saarburg*. Es ist der verzweifelte Versuch, das erlebte Grauen in Worte zu fassen und dabei einen Rest von Haltung zu wahren:

*Die Erde verschimmelt im Nebel.
Der Abend drückt wie Blei,
Rings reißt elektrisches Krachen
Und wimmernd bricht alles entzwei.*

*Wie schlechte Lumpen qualmen
Die Dörfer am Horizont.
Ich liege gottverlassen
In der knatternden Schützenfront.*

*Viel kupferne feindliche Vögeleien
Surren um Herz und Hirn.
Und stemme mich steil in das Graue
Und biete dem Tode die Stirn.*

(Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 138)

Vom 19. bis 22. August 1914 kampierte **Ernst Stadler** am Dabofelsen in der Nähe von Saarburg und wurde zum Ohrenzeugen der Schlacht. Tags darauf sah er das Schlachtfeld und hielt die erschütternden Eindrücke in seinem Kriegstagebuch fest. Wenige Wochen später, am 30. Oktober 1914, fiel auch er, bei Ypern, und wurde im Straßburger Ortsteil Robertsau auf dem Friedhof Saint-Louis beigesetzt:

*Samstag, d. 22. Aug.
Zum ersten Mal zeigt der Krieg s. ganzes Grauen. Ein Trümmerhaufe. Kein Haus ist verschont. Löcher in den Wänden, oder zu Gerippen niedergebrannt. Im Glockenstuhl der ganz eingäscher-*

ten Kirche hängt noch die Glocke. Verbogene Dachsparren ragen heraus. Schon auf d. Weg sind Pferdekadaver, aufgedunsen, mit vorgestreckten Hinterbeinen.

Auf der Straße riesige Krater und Trichter, die die schweren Fußartilleriegeschosse ausgeworfen haben. Tote in Massen. Tornister, Hemden, Wäsche, Fleisch. Die Toten im Dorf meist den Kopf mit e. Tuch verhüllt. Nachher auch das nicht mehr. Im Chausséegraben einer neben dem anderen. Fürchterlich zugerichtet durch die Artilleriegeschosse. Einem das ganze Unterkinn weggerissen. Ein ganzer Schützengraben voll gefallener Franzosen. Dann tote Deutsche, die ihn gestürmt haben. Ein ganz junger Leutnant. An den Leichen sind schon die Fliegen. Die Bewohner größtenteils geflohen. In den Ställen steht noch Vieh, soweit es nicht erschossen ist. Eine Katze schleicht vorsichtig über die Schwelle des zu Trümmern geschossenen Hauses. Hühner. In einer Jauchelache ein stinkender, ersäufter Hund. Ein Kramladen. Die Soldaten wühlen in den Sachen. (Stadler, S. 545)

Nach der Schlacht von Saarburg drangen die Deutschen im französischen Teil Lothringens bis an die Mosel vor, wo ihr Vormarsch jedoch gestoppt wurde. Bei den Kämpfen wurden das Dorf Charmes und der benachbarte Wald ausradiert. Nur wenige Häuser blieben stehen, darunter die am Ortsrand gelegene Villa des Dichters **Maurice Barrès**. Die Schlacht glorifizierte er in seiner 14-bändigen *Chronique de la Grande Guerre*, was selbst unter französischen Schriftstellern auf geteiltes Echo stieß. Sein Kollege **Romain Rolland** (1866–1944) etwa verspottete ihn als „Nachtigall des Massenmords“.

Bis Ende September 1914 wurden die Deutschen in Lothringen wieder fast bis zur Reichsgrenze zurückgedrängt. An den Kämpfen waren zwei französische Schriftsteller beteiligt: Péguy und Alain-Fournier: Am 15. August 1914 trat **Charles Péguy** (1873–1914) in dem Dorf Loupmont zum katholischen Glauben über. Ihm schwebte ein von sozialistischen Idealen geprägtes Christentum vor, was ihn sowohl in den Augen seiner sozialistischen Freunde wie in denen der katholischen Amtskirche zum Verräter stempelte. Viel Zeit, seine Ideale umzusetzen, blieb ihm ohnehin nicht. Nur drei Wochen später, am 5. September 1914, traf ihn während der Schlacht an der Marne eine Kugel mitten in die Stirn.

Zwei Wochen später, am 22. September 1914, fiel auch Péguy's Freund und Berufskollege **Henri Alain-Fournier** (1886–1914) im Wald von Saint-Rémy-la-Calonne, wenige Kilometer westlich von Loupmont. 1913 war sein Roman *Le Grand Meaulnes* erschienen, den Péguy in seiner Zeitschrift *La Quinzaine*

Littéraire besprach. Erst 1992 wurden Alain-Fourniers sterbliche Überreste in einem Massengrab entdeckt. Offenbar hatte sein Trupp einen deutschen Lazarett-Zug angegriffen, ein Krankenträger und ein Kriegsfreiwilliger wurden dabei getötet. Die Überlebenden erwiderten das Feuer, töteten 15 Franzosen und exekutierten sechs Schwerverletzte. Die Regeln der Genfer Konvention galten schon in den ersten Kriegswochen auf beiden Seiten nicht mehr viel ...

An der Heimatfront

Bei Kriegsausbruch war über Elsass-Lothringen der Belagerungszustand verhängt worden, doch der Krieg war ohnehin allgegenwärtig. Zu den freiwilligen Helfern, die die Verwundeten und oft grauenhaft Verstümmelten am Straßburger Bahnhof empfangen und notdürftig versorgten, gehörte **Hans Pfitzner** (1869–1949). Der berühmte Komponist war damals Leiter des Straßburger Konservatoriums und Direktor der Rheinoper. Doch lange ertrug er den Anblick nicht. Am 10. September 1914 schrieb er seiner Freundin Alma Mahler, er habe sich „nun doch ganz auf seine Arbeit zurückgezogen“. In Metz hatte sich **Adrienne Thomas** zum Bahnhofsdienst gemeldet. In ihrem Roman *Die Katrin wird Soldat* (1930) schildert sie ihre Erlebnisse:

19. September 1914. Immer dasselbe, doppelseitige Bild: Oben auf dem Bahnsteig ausziehende, singende, nichtsahnende junge Menschen – unten in der Baracke die Zurückgekehrten mit blutleeren Gesichtern, zerschmetterten Gliedern. Die ausziehenden werden neuerdings mit Musik zur Bahn gebracht, fahren mit Musikbegleitung aus der Halle. Wiederkommen tun sie geräuschlos. Und wir gehen auf Zehenspitzen. Wenn einmal einer sagt: „Ach, Fräulein, Sie waren damals droben, wie ich ausgerückt bin – gelt, da hab ich anders ausgeschaut – – –“ dann fühlt man sich mitschuldig am Elend dieser Menschen. (Thomas, S. 202)

22. Februar 1915. Ich ging zum Dienst, und es erwartete mich eine Hölle. Ein Lazarettzug von zweiundvierzig Waggons lief ein. Die kriegführenden Länder tauschen ihre Schwerverwundeten aus. In zweiundvierzig Waggons konnte man das sehen, was nicht mehr kriegsverwendungsfähig war und der Mühe nicht wert, von Deutschland bis zum Friedensschluß aufbewahrt zu werden. Menschenrestchen (...). Zweiundvierzig Waggons voll vernichteten Lebens. Und ein ganz, ganz geringer Prozentsatz von dem, was – über ganz Europa verteilt – zum Himmel schreit, zum Himmel stinkt. (Thomas, S. 252f.)

Nicht nur in den großen Städten gab es Feldlazarette, auch in den kleinen wie Saargemünd. Von 1915 bis 1917 war der Schriftsteller **Alfred Döblin** (1878–1957) hier als Arzt tätig. Ende 1914 hatte er sich freiwillig gemeldet und noch im Dezember in der Frankfurter Rundschau ein übles Kriegs-Pamphlet veröffentlicht. Am zweiten Weihnachtsfeiertag erhielt er seinen Gestellungsbefehl. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er aus dem Hôtel Royal an seinen Verleger Herwarth Walden (03.01.1915):

Nun sitze ich in diesem lothringischen Nest. Ich sehe keine Autos, keine Droschke; ab und zu einen Handwagen, bäurische Leute mit schiefen schwarzen Filzhüten, den langen Shawl halbitalienisch um Hals und Schulter. Kapläne mit dem breiten Jesuitenhut und langem faltigen Rock. Rotbäckige Kinder auf den Plätzen; der breite tonvolle Dialekt, der sich viel Zeit läßt. Ich wohne in einem der drei Hotels an der Bahn; fünfzehn Minuten gradeaus von hier ist das Städtchen ganz durchschritten; draußen liegt unser Lazarett.

(...) Wer soll diese Gesellschaft in der Nähe aushalten. Sie ist grausig: Kleinbürger, die sich gegenseitig beklatschen, Geschwätz unter einander her tragen. Du weißt, dass das Furchtbarste die Gesinnungsschnüffelei ist; das findet man hier aufs Schönste rechts und links; wie soll ich mit meiner Frivolität und Leichtigkeit in diesen Sachen da aushalten. (Schock, S. 15 f.)

Des Hotellebens überdrüssig, bezog Döblin am 26. Januar 1915 eine Drei-Zimmer-Wohnung in der Marktstraße 7 (heute: Rue de la Paix), eine „verflucht stillose“ Wohnung (23.03.1915 an Walden). Hier verfasste er das expressionistische „Schauermärchen“ *Das Gespenst vom Ritthof*, eine düstere Geschichte, die im Oktober 1915 in Waldens Zeitschrift *Der Sturm* erschien. Doch sein Blick auf Elsass-Lothringen änderte sich kaum. Am 31. Januar 1915 beschwerte er sich in einem Brief an Walden über das „sonderbare Mischmasch von Volk“, das er in Elsass-Lothringen vorgefunden habe, und fuhr fort:

Ich habe danach überhaupt den Animus, dass wir viel zu anständig von den Franzosen denken. Sonderbar berührt dabei in diesem Nest hier, wie viele französische Namen, Vornamen es noch gibt; ich habe Ansichtskarten gekauft, auf denen 1914 noch steht „Vue de Saarguémines“ (!), ebenso Porzellan mit Saarguémines signiert. Eine dolle Komödie für uns Preußen. Erst jetzt wird energisch auf Schildern verdeutscht, es scheint mit polizeilicher Nachhilfe ... (Schock, S. 27)

Die Frontsoldaten waren da einen Schritt weiter: Am 11. November 1914 schrieb der Maler und bayerische Unteroffizier **Franz Marc** (1880–1916) aus dem westlich von Metz, gleich hinter der Grenze gelegenen Dorf Hagéville an seine aus dem Elsass stammende Mutter einen Brief voller dunkler Vorahnungen:

Nun tobt dieser fürchterliche Krieg auch bald über ganz Asien, Persien, China werden unrettbar hineingerissen, und ich glaube nicht, daß Amerika sich bis zum Ende dem Kamp entziehen kann. Dieser Weltbrand ist der wohl grausigste Moment der ganzen Weltgeschichte. (Endzeit113 f.)

Als es Weihnachten wurde, kam es an der Front vielfach zu Verbrüderungen, doch diese Versuche, den Krieg vorzeitig zu beenden, wurden rasch niedergeschlagen. Die meisten Soldaten erfuhren davon nichts, so auch **Franz Hessel** (1880–1941), der damals in Straßburg seinen Fronturlaub verbrachte. Der deutsch-jüdische Schriftsteller war ein großer Verehrer französischer Kultur, den Krieg zwischen beiden Ländern empfand er als völlig unerträglich. Seine Kriegsmüdigkeit spricht auch aus folgenden Zeilen:

Gestern hatte ich Stadturlaub. Ich freute mich so, ein paar Stunden beim Münster und in alten Gassen zu verbringen. (...) Gestern aber stand ich fremd mit meinen Soldatenstiefeln auf den Steinen vorm Münster und sah in das Lächeln der klugen Jungfrauen des Portals voll Heimweh hinein. Und als ich endlich mit einem Drachentiere mich emporkrümmte und Anteil bekam an Nische, Mauer, Bau, wurde ich von einem Leutnant angefahren, den ich nicht begrüßt hatte, obwohl er dicht vor mir aus dem Tor trat. Da musste ich fortgehen von Engel und Kirchmauer. (Hessel, Bd. 1, S. 199 f.)

Walter Flex (1887–1917) hingegen musste den Heiligen Abend an der Front verbringen. Der promovierte Germanist und Schriftsteller war von der Wandervogel-Bewegung und ihrem schwärmerischen Natur- und Nationalgefühl geprägt. Nach seinem Studium arbeitete er als Hauslehrer, unter anderem in der Familie Ottos von Bismarck. Im Sommer 1914 meldete er sich freiwillig. Am Heiligabend des Jahres 1914 las er in einer lothringischen Dorfkirche seinen Kameraden aus seiner Erzählung *Das Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments* vor. 1915 wurde er an die Ostfront versetzt, wo er am 16. Oktober 1917 fiel.

Im gleichen Jahr wurde seine Erzählung *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (1917) veröffentlicht, die bis 1945 zu den erfolgreichsten Büchern deutscher Sprache zählte. Ein Schau-

platz der Handlung ist der „Bois des Chevaliers“ in Lothringen. Der Ich-Erzähler berichtet darin, wie er in einer stürmischen Nacht das Gedicht *Wildgänse rauschen durch die Nacht* verfasste. Dem melancholischen Text unterlegte Robert Götz später eine schmissige Melodie, die von den Wandervögeln und der sozialistischen Jugend ebenso gerne geträllert wurde wie von der Wehrmacht und der SS. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Lied unter dem Titel *Les oies sauvages* ins Gesangsbuch der französischen Fallschirmspringer und eine zweisprachige Fassung in das der Fremdenlegion aufgenommen:

Eine stürmische Vorfrühlingsnacht ging durch die kriegswunden Laubwälder Welsch-Lothringens, wo monatelang Eisenhagel jeden Stamm gezeichnet und zerschroten hatte. ich lag als Kriegsfreiwilliger wie hundert Nächte zuvor auf der granatenerpflügten Waldblöße als Horchposten und sah mit windheißen Augen in das flackernde Helldunkel der Sturmnacht, durch die ruhlose Scheinwerfer über deutsche und französische Schützengräben wanderten. Der Braus des Nachtsturms schwoll anbrandend über mich hin. Fremde Stimmen füllten die zuckende Luft. Über Helmspitze und Gewehrlauf hin sang und pfiff es schneidend, schrill und klagend, und hoch über den feindlichen Heerhaufen, die sich lauend im Dunkel gegenüberlagen, zogen mit messerscharfem Schrei wandernden Graugänse nach Norden (...). Ohne im Dunkel die ineinanderlaufenden Zeilen zu sehen, schrieb ich auf einen Fetzen Papier ein paar Verse:

*Wildgänse rauschen durch die Nacht
Mit schrillum Schrei nach Norden –
Unstäte Fahrt! Habt acht, habt acht!
Die Welt ist voller Morden.*
(Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 133f.)

Beginn des Stellungskriegs

Am letzten Tag des Jahres 1914 waren im Süden der Front Kämpfe rund um den Hartmannsweilerkopf entbrannt. Das ganze Jahr 1915 zog sich die Schlacht hin, ohne dass einer Seite nennenswerte Gebietsgewinne gelangen. Bis zum Ende des Krieges sollte der Berg nicht zur Ruhe kommen, insgesamt starben hier etwa 60000 Menschen. Einer davon war der elsässische Schriftsteller **Paul Acker** (1874–1915): 1874 war er in Zabern zur Welt gekommen, eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus erinnert daran (Grand-Rue Nr. 56). Da sich seine Eltern für Frankreich entschieden, wuchs er in Paris auf und be-

gann dort, französische Romane zu verfassen. Neben Maurice Barrès und René Bazin gilt er als Hauptvertreter des französisch-elsässischen Romans. Der Konflikt um das Elsass kostete ihn schließlich selbst das Leben: Am 27. Juni 1915 kam er als französischer Soldat nahe der Front bei Thann bei einem Auto-unfall ums Leben. Nach Kriegsende wurde er auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt beigesetzt.

Zu jener Zeit besuchte **René Schickele** mit seiner französischen Verwandtschaft die vom Krieg verwüsteten Orte im Oberelsass. Dabei entstand der dreiteilige Essay *Blick vom Hartmannsweilerkopf*, den er in den Band *Wir wollen nicht sterben!* (1922) aufnahm. Das einstige Schlachtfeld ist für ihn ein völkerverbindender Ort grenzenloser Trauer, der sich jeder nationalen Vereinnahmung widersetzt:

*In meiner Erinnerung starren tausend von Granaten geschälte Bäume in die Bläue eines Sommertages. Sie stehen wie Marterhölzer um den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes, der Gipfel aber ist ein durcheinander geworfener Haufen rötlichen Gesteins, überblüht von Weiderosen. In meiner Erinnerung ist der Hartmannsweilerkopf ein Golgatha, wo in vier Jahren 60000 schuldlose Männer von Explosionen an Pfähle genagelt wurden, von wo Granaten sie in Fetzen herabholten (...). Den Unterschied zwischen Freund und Feind hatten diese selbst verwischt, wie sie ineinander eingedrungen waren, sich miteinander durchsetzt hatten, sie lagen, wo sie gefallen waren, unlöslich verstrickt und Schicht um Schicht übereinander geworfen und zugedeckt vom jahrelangen Ausbruch dieses Gipfels. Sie trennen? Gerade so leicht hätte man den Berg gespalten. (Schickele: *Wir wollen nicht sterben!*, S. 196f.)*

Auch in Lothringen nahmen die Kämpfe ab dem Frühjahr 1915 wieder an Heftigkeit zu, die Stadt Pont-à-Mousson wurde dabei zerstört. Als Soldat eines bayerischen Artillerie-Regiments wurde der deutsche Dichter **Ernst Toller** (1893–1939) Augenzeuge ihres Untergangs. Als Freiwilliger war er in den Krieg gezogen, als psychisch Gebrochener und überzeugter Pazifist kehrte er zurück. In seinem autobiografischen Bericht *Eine Jugend in Deutschland* (1933), den er zu Beginn seines Exils in den USA verfasste, erzählt er von seinen Erlebnissen im Priesterwald (Bois-le-Prêtre) bei Pont-à-Mousson im Jahr 1915:

Unsere Geschütze stehen auf halber Höhe vor Pont à Mousson. Wir kommen morgens an, mit Kaffeekesseln und Brot für die Mannschaft beladen, die Soldaten sitzen mit nacktem Oberkörper

vor den Unterständen, die Hemden auf ihre Knie gebreitet, und knacken Läuse, die in den Nähten sich eingenistet haben.

Auf dem Weg zum Geschütz höre ich das Surren eines Flugzeuges. Neugierig bleibe ich stehen, erkenne auf der unteren Tragfläche des Apparates den Kreis der Trikolore.

Hinschmeißen! ruft unser Führer.

Vielstimmiges Pfeifen, der Flieger hat zwei Bündel kleiner stählerner Pfeile auf unsere Gruppe geworfen. Niemand ist verletzt.

Net amal a kloaner Heimatschuß, sagt unser Führer, Dei Vorgänger hat mehr Schwein ghabt, wendet er sich zu mir, als er grad auf der Latrin gessen is, hat eahm a Schrapnell dawischt, jetzt hat er sei Ruah im Lazarett.

Der Beobachterstand liegt in der Talmulde vor der Kuppe des Berges. Ich sehe durchs Scherenfernrohr, sehe die Schützengräben der Franzosen, dahinter Pont à Mousson, die zerschossene Stadt, die Mosel, die durch die Landschaft des Vorfrühlings weich und träge sich schlängelt ... (Toller, S. 43 f.)

Etwas weiter westlich liegt Les Eparges. In einer engen Schlucht, an einem Frontabschnitt von gerade mal 1200 Metern Länge, starben ca. 20000 Deutsche und Franzosen. Ein französischer und ein deutscher Schriftsteller waren 1915 dabei und wurden am gleichen Tag verwundet: **Maurice Genevoix** (1890–1980) und **Ernst Jünger** (1895–1998). 1923 veröffentlichte Genevoix unter dem Titel *Eparges* einen fünfbändigen Bericht über die Kämpfe, und auch Jünger widmete der Schlacht ein langes Kapitel in dem Roman *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers* (1920).

Grundlage des Romans war Jüngers Kriegstagebuch, das er von Januar 1915 bis August 1918 führte. Erst 2010 wurde es veröffentlicht, 90 Jahre nach dem Roman. Es ist ein noch un bearbeiteter und daher ungeschönter Bericht, in dem, anders als im Roman, auch von Saufereien, Raufereien, Plünderungen und sexuellen Exzessen die Rede ist. In einem besonders langen Eintrag berichtet Jünger von seiner „Feuertaufe“ bei Les Eparges am 24. April 1915, hier einige Auszüge:

Zwischen dem alten deutschen und dem alten franz. Graben lag eine Unmenge deutscher Toter, vom Reg. 78, die heut morgen erst gestürmt hatten. Sie lagen da, stumm und steif, wenig auffallend, weil sie sich nicht abhoben vom Boden und doch grauenhaft anzusehen. Fast alle waren mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und kehrten das Kopfende dem franz. Graben zu, einige aber zeigten dem Himmel ihre erstarrten, blutbesudelten Gesichter. Vorn am Wege wälzte sich apathisch ein schwer verwundeter,

blutüberlaufen, und das Todeszeichen schon auf der Stirn, er zog sich seine Decke über den Kopf, als ob er nichts mehr von der Welt wissen wollte (...).

Ich sah noch ein Bündel Lumpen im Stacheldraht hängen, fasste hin, und merkte zu meiner unangenehmen Überraschung, dass der Stoff mit einer klebrigen, stinkenden Masse überzogen war (...). In die zerfetzten Lumpen war eine feuchte Mumie eingehüllt (...). Der Kopf war nicht zu sehen, man sah nur so etwas wie einen Klumpen Kalk. Am Knie sah man die Kniescheibe aus zerrissenen Fetzen hervorschauen, das umgebende Fleisch war weiß wie von Schellfischen, eine Sehne zog sich wie ein Band durch das verweste Fleisch. Mein Blick wandte sich nach rechts. Da lag ja noch alles voll! Einige waren halb verscharrt, viele lagen noch so wie sie vor Wochen oder Monaten das tödliche Blei dahingerafft hatte. Einer lag ohne Jacke mit dem Körper über seine Beine geklappt, das lange Haar noch ganz spärlich auf einem seltsam gebräunten Schädel; ein anderer lehnte feldmarschmäßig mit dem eigentümlichen franz. Lederzeug an einem Baume, so daß man fast erschrak beim Hinblicken. Mit einem Wort, es war ein unheimlicher, schauerlicher Totentanz, wie ihn schlimmer keine mittelalterliche Phantasie hätte erfinden können. (Jünger: Kriegstagebuch, S. 30–33)

Bald nach diesem Erlebnis wurde Jünger von einem Granatsplitter am Oberschenkel getroffen. Es gelang ihm, sich aus dem Graben heraus und zum nächsten Verbandsplatz zu schleppen. Als er im Herbst 1918 zum siebten Mal wegen einer Kriegsverletzung im Lazarett lag, erreichte ihn die Nachricht, dass ihn der deutsche Kaiser mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet hatte. Kurz darauf dankte er ab.

Ab 1915 wurde auch der Argonnerwald im Westen Lothringens zum Schauplatz blutiger Grabenkämpfe. So manche „Landser-Lyrik“ nimmt darauf Bezug, darunter das Lied „Argonnerwald um Mitternacht“. Es wurde 1915 von **Hermann Albert von Gordon** (1878–1939) verfasst und erzählt die Geschichte eines deutschen Pioniers, der eine französische Stellung erstürmt. Wie viele Soldatenlieder schwankt der Text zwischen Kitsch, falschem Patriotismus und echter Friedenssehnsucht hin und her:

*Argonnerwald, um Mitternacht
Ein Pionier stand auf der Wacht
Ein Sternlein hoch am Himmel stand
Bringt ihm 'nen Gruß aus fernem Heimatland
(...)*

*Argonnerwald, Argonnerwald,
Ein stiller Friedhof wirst du bald!
In deiner kühlen Erde ruht
So manches tapfere Soldatenblut.*

Kriegsromantik, Kriegsbegeisterung, Kriegsmüdigkeit ... Der Text bedient viele Gefühle. Vielleicht war dies auch der Grund seines Erfolgs. Nach dem Waffenstillstand lebte das Argonnerwald-Lied in verschiedenen Variationen weiter: als kommunistisches Kampflied (An Rhein und Ruhr marschieren wir, für Rätedeutschland kämpfen wir ...), als nationalsozialistisches Propagandalied (Durchs Ruhrgebiet marschieren wir, für Adolf Hitler kämpfen wir ...) und als Widerstandslied der Edelweißpiraten (An Rhein und Ruhr marschieren wir, für unsre Freiheit kämpfen wir ...).

Zwei weitere Autoren erlebten die Kämpfe im Argonnerwald: **Max Bartel** (1893–1975) und **Theodor Haubach** (1896–1945). Bartel war ein sächsischer Maurersohn, der sich vor dem Krieg als Toppelbruder und Bohémien durchschlug, sich früh der sozialistischen Jugendbewegung anschloss und seit 1910 Gedichte schrieb. Während des Krieges kämpfte er an der Westfront und veröffentlichte gleichzeitig zwei Bände mit pazifistischen Gedichten. Der erste trägt den Titel *Verse aus den Argonnen* (1916). Nach dem Krieg nahm er am Spartakus-Aufstand teil und lebte als „Arbeiterdichter“ in Berlin. Ab 1933 bekannte er sich zum Nationalsozialismus, schrieb zahlreiche Reise- und Trivialromane und geriet schließlich in Vergessenheit.

Ganz anders Haubach: Nach 1918 wurde er Journalist und SPD-Politiker, 1933 ging er in den Widerstand. 1945 wurde er zusammen mit Helmuth James Graf von Moltke in Plötzensee erhängt. An seinen drei Jahrzehnte zuvor verfassten Kriegsbriefen fasziniert das Zusammenspiel romantischer Natur- und realistischer Kriegsschilderungen:

*Ein weites, süßes Land, Berge und Wälder wie geballte Wolken,
Täler und Tälchen eng und grundlos tief, von verzauberter Stille
überdeckt, von dunklem, traurigem Licht durchschwommen. Ein
betäubender Wald! Der Himmel ist immer von weißer Seide ge-
waschen, die Sonne glänzt leise in dem sanften Blau, ihr Schein
fällt durchlöchert in großen Scheiben durch die dämmernden
Dickichte.*

*Die Nacht, ob Mondschein oder Regen, ist beherrscht von den
runden Konturen der Berge, die wie Pferde in endlos galoppieren-
den Linien um die Horizonte rennen, ist beherrscht von dem
sausenden Klang der Wälder, von dem Glockenton des allmäch-*

tigen Wassers, das den Bergen wie Blut entströmt, man mag stoßen, wo man will. (...)

Der Krieg! Eine schleichende, schleimige Gefahr! Das wilde Gesicht der vergangenen Stürme hat er abgeworfen. Er ist still geworden, gemein ohne Größe, gehässig ohne Haß, wütend ohne die eherne Wut der großen Offensiven. Wie Schlangen ringeln sich die Schrappnellwolken um die zersplitterten Reste der Bäume, mit kurzem, gellenden Pfiff einem erstaunten Arbeitertrupp in den Rücken fallend, dessen Leichen dann schweigend mit der tragischen Gebärde geknickter Marionetten über die Felsen stürzten. (Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 135)

Die Hölle von Verdun

Wie ein Trupp Pferde, die ihre Hälse trinkend in den Fluß senken, traten die Maashöhen rechts und links an das in Windungen strömende Gewässer. Sie entstammten als Ausläufer den Argonnen, diese Maashöhen, runde Kuppen oder Hochflächen von Westen nach Osten. Grün war das Land, grün und reich an Bächen, die die Täler mit Sumpfwald füllten: zwischen hochstämmigen Buchen, Erlen und Eschen, im Unterholz aus allen blühenden Sträuchern und Dornen wühlte das Wildschwein, nistete die Ente. An den paar Verkehrswegen im gerodeten Hochland hatten sich Dörfer angesiedelt, waren Mühlen entstanden an den Bächen, die lothringischen Bauern, tätig und geschult, zogen Obst und Getreide, züchteten Vieh und Pferde. (A. Zweig, S. 97)

Die Landschaft auf den Maashöhen, die **Arnold Zweig** (1887–1968) in seinem Roman *Erziehung vor Verdun* (1935) schildert, gehört der Vergangenheit an. Die alten Laubwälder sind verbrannt, die Dörfer und Felder verschwunden. Als **Paul Ettighoffer** (1896–1975) 1917 hierher kam, sah er „ein einziges, großes Entsetzen, von der vorderen Linie bis an den Rand der Etappe, ein ununterbrochenes Trichterfeld, in dem die Ratten herrschen“. Auch Jahre nach dem Krieg waren die Maashöhen kahl wie ein Totenschädel, das Giftgas hatte die einst fruchtbare Erde steril werden lassen. Als **Kurt Tucholsky** (1890–1935) das Gebiet 1924 besuchte, bot sich ihm folgender Anblick:

Es ist eine weite, hügelige Gegend, mit viel Buschwerk und gar keinem Wald. Immer, wenn man auf eine Anhöhe kommt, kann man weit ins Land hineinsehen. Hier ist eine Million Menschen gestorben (...). Die Gegend sieht aus wie eine mit Gras bewach-

sene Mondlandschaft, die Felder sind fast gar nicht bebaut, überall liegen Gruben und Vertiefungen, das sind die Einschläge. An den Wegen verbogene Eisenteile, zertrümmerte Unterstände, Löcher, in denen einst Menschen gehaust haben. Menschen? Es waren kaum noch welche. (Tucholsky: Bd.1, S. 1206)

Auf dem bis zum heutigen Tag mit Gräben, Granattrichtern und Grabkreuzen übersäten Gelände wurde später ein Mischwald gepflanzt, der das Schlachtfeld wie ein großes, grünes Leichentuch überzieht. Selbst 70 Jahre nach der Schlacht glaubte **Ludwig Harig** (*1927) die Blätter dieser Bäume leise miteinander flüstern zu hören: „Kein Wunder, sie sind ja mit Menschenfleisch gedüngt“, schrieb er in dem Roman *Ordnung ist das ganze Leben* (1986).

Am Weihnachtsabend des Jahres 1915 erteilte Wilhelm II. den Befehl zum Angriff auf Verdun. Geistiger Vater der Schlacht war jedoch Erich von Falkenhayn (1861–1922). Da der Gegner in offener Feldschlacht nicht zu besiegen sei, forderte er einen Vernichtungskampf neuen Typs: Statt den Durchbruch an einer Schwachstelle der Front zu versuchen, sollte Verdun, die stärkste Festung des Landes, angegriffen werden. Ihre Eroberung war nicht vorrangiges Ziel, vielmehr hoffte Falkenhayn, Frankreichs Führung werde zur Verteidigung „den letzten Mann einsetzen. Tut sie es, würden sich Frankreichs Kräfte verbluten.“ Ein zynisches Kalkül, formuliert nicht in der Sprache eines Soldaten, sondern der eines Metzgers.

Der Angriff begann am 21. Februar 1916, blieb jedoch nach ersten Erfolgen stecken. Im Sommer starteten die Alliierten verschiedene Gegenoffensiven bei Verdun und an der Somme. Nach achtmonatigem gegenseitigem Abschlachten (Mitte Februar bis Ende Oktober 1916) und dem Verschießen von 60 Millionen Granaten verlief die Front vor Verdun Ende 1916 wieder fast genau an der gleichen Stelle wie zuvor. Hunderttausende waren dafür gestorben, 46 Dörfer völlig vernichtet worden. Elf konnten nie wieder aufgebaut werden, an jedes davon erinnert heute eine Gedenkkapelle. Eines dieser verschwundenen Dörfer ist Fleury-devant-Douaumont (1913: 422 Einw.). Im Juni 1916 wurde es zum ersten Mal von deutschen Truppen erobert und wechselte im gleichen Jahr viermal den Besitzer (nach anderen Quellen 28-mal). Am Ende gab es nichts mehr, das zu erobern gewesen wäre.

Zu den Franzosen, die dies miterlebten, gehörte **Jean Giono** (1895–1970). Im Alter von 19 Jahren wurde er eingezogen und, weil er den Dienst an der Waffe ablehnte, mit einem unbrauchbar gemachten Gewehr in die Schützengräben vor Verdun ge-

schickt. 1931 verfasste er den Anti-Kriegsroman *Le grand troupeau*, der ihn bekannt machte. Die Handlung spielt während des Ersten Weltkriegs, in Südfrankreich und an der Westfront. An beiden Orten hinterlässt der Krieg eine blutige Spur: Im Süden werden die in den Bergen der Provence lebenden Viehherden in mörderischen Gewaltmärschen in Schlachthöfe geführt, um die Armee zu ernähren. Im Norden wird eben diese Armee wie eine Viehherde ins feindliche Feuer geschickt.

Auch **Arnold Zweig** (1887–1968) kam bei Fleury zum Einsatz, allerdings auf der anderen Seite: Seine Kriegserlebnisse brachten ihn an den Rand eines Nervenzusammenbruchs, erst nach einer Psychoanalyse stabilisierte sich sein Zustand. Seine Erfahrungen verarbeitete er in dem Antibildungsroman *Erziehung vor Verdun* (1935), der unter schwierigsten Bedingungen entstand: 1933 musste Zweig Deutschland verlassen und ging nach Frankreich, später nach Palästina. Erst dort konnte er seinen Roman fertigstellen. Er erschien 1935 in den Niederlanden, 1950 in der DDR und 1964 in der Bundesrepublik. Hier ein Auszug:

Seit Mitte Mai stand die Schlacht. Jetzt, Mitte Juli, zerstampften die Geschütze noch immer die Senke zwischen dem Dorf Fleury und dem Fort Souville. Hin und her rollte dort eine Walze von Explosionen; Rauchschwaden, giftig zu atmen, Staubwolken, pulverisierte Erde und herumfliegende Brocken von Steinen und Mauerwerk verdunkelten die Luft. Legionen von Spitzkugeln durchpfliffen sie, große und kleine Stahlsplitter durchsiebten sie unermüdlich. Nachts flammte und gellte das Hinterland der Front vom Einschlag der Geschosse; tags fieberte die Bläue vom Schnattern der Maschinengewehre, vom Bersten der Handgranaten, vom Heulen und Winseln verlorener Menschen. Immer wieder verwehte dort der Sommerwind den Staub der Sturmangriffe, trocknete den Schweiß der Stürmenden, die mit starren Augen und Kiefern aus ihren Deckungen kletterten, entführte höhnisch das Stöhnen der Verwundeten, den letzten Atem der Sterbenden. (A. Zweig, S. 11)

Auch Frauen spielten in der Kriegsliteratur eine wichtige Rolle, auffallend viele im nationalen Lager. Ein Beispiel hierfür ist **Polly Maria Höfler** (1907–52). Sie war später NSDAP-Mitglied, hat sich aber nach 1945 bei ihren Lesern entschuldigt. Ihr Roman *André und Ursula* (1937) war im Dritten Reich ein großer Erfolg und wurde auch danach weiter aufgelegt, allerdings in einer „bereinigten“ Fassung. Die Romanhandlung beginnt damit, dass die Ich-Erzählerin Ursula, eine deutsche Französischlehrerin, von einem verwundeten, deutschen Soldaten

das Kriegstagebuch eines bei Fleury gefallenen, französischen Soldaten geschenkt bekommt. Er heißt André und schildert seine Fronteinsätze bei Verdun:

Wir liegen im Fort Douaumont. In den Kasematten stolpert einer über den anderen, mehrere Bataillone sind hier untergebracht. – Todmüde und vor Kälte fast erstarrt sind wir gestern Abend hier angelangt. Wir hauen uns hin und schlafen. Vorher hat es Kaffee, Essen und Rauchzeug gegeben. Wir haben nichts angerührt, außer dem heißen Getränk, das uns wieder etwas Leben in die starren Körper jagte (...).

Finstere Nebel lagerten über den Maashöhen, an den Hängen lag pappiger Schnee, der Lehm Boden, über den wir stampften, hängte sich in dicken Klumpen an unsere Füße. Grauverhangen war der Himmel über uns, Regen mit Schnee vermischt fiel nieder, peitschte im wütenden Nordwind unsere Gesichter. Nur mühsam bewegten wir uns vorwärts, eine endlos lange Schlange, deren einzelne Glieder aus grauem Lehm gebildet schienen.

Das Fort begrüßten wir wie ein Paradies. Nur schlafen, schlafen, nicht mehr marschieren müssen, nicht mehr diesem schrecklichen Wind ausgesetzt sein und dem nassen Unbehagen, das uns bis in die Seele frieren ließ. (Höfler: André, S. 43 f.)

Fort de Douaumont (1885–1913) war die größte und stärkste von 34 Festungen, die Verdun in zwei Ringen umgaben. Da der französische Generalstab ihnen zunächst keine strategische Bedeutung beimaß, waren sie 1915 teilweise entwaffnet worden und Anfang 1916 nur schwach besetzt. Als am 25. Februar 1916 deutsche Soldaten in die Gänge vordrangen, fanden sie nur 57 französische Verteidiger vor. Doch in den folgenden Monaten hielten sich hier bis zu 3500 Menschen auf. Obwohl jeden Tag mehr als tausend Granaten auf das Fort prasselten, blieb es ein Ort, an dem die völlig erschöpfte Truppe zumindest einigermaßen sicher war. Freilich waren die Uniformen, die tagelang nicht gewechselt werden konnten, von Läusen und Flöhen übersät. Da es weder fließendes Wasser noch Toiletten gab, herrschte in den Gängen ein unerträglicher Gestank. Doch es kam noch schlimmer: Am 8. Mai 1916 explodierte im Fort ein Munitionslager und setzte ein Flammenwerferdepot in Brand. Fast 900 Soldaten kamen auf einen Schlag ums Leben. 679 wurden, da es wegen des Dauerbeschusses unmöglich war, die Toten außerhalb des Forts zu bestatten, in zwei Kasematten aufgestapelt und an Ort und Stelle eingemauert, wo sie bis heute ruhen. Doch alle Opfer waren umsonst. Am 24. Oktober wurde das Fort von einem marokkanischen Kolonialregiment zurückerobert.

Zwei im gleichen Jahr geborene Schriftsteller werden diesen Ort wohl nie vergessen: ein Deutscher und ein Franzose. **Jules Romains** (1885–1972) war Lehrer und Schriftsteller. Anfang 1916 erlebte er als Soldat den Angriff auf Douaumont und verarbeitete seine Eindrücke in dem Romanzyklus *Les hommes de bonne volonté* (1932–47). Dessen 15. Band heißt *Prélude à Verdun* (Vorspiel zu Verdun) und hat die Monate vor der Schlacht zum Gegenstand, der 16. heißt *Sous Verdun* (Unter Verdun) und schildert die ersten Monate der Schlacht. In beiden Bänden geht Romains scharf mit den Verantwortlichen ins Gericht, prangert das Versagen der militärischen Führung und die Verlogenheit der Kriegspropaganda an. Nach dem Krieg engagierte er sich für die deutsch-französische Aussöhnung.

Bei dem Sturm auf das Fort wäre beinahe auch **Fritz von Unruh** (1885–1970) zum Einsatz gekommen. Im Februar 1916 hatte er seinen Roman *Opfergang* (1919) verfasst, aus dem er dem deutschen Kronprinzen und dessen Generalstab zwei Monate lang vorlesen musste. General von Knobelsdorf missfielen einige Stellen so sehr, dass er Unruh zu einem Jägerbataillon kommandierte, das zur Eroberung von Douaumont vorgesehen war. Doch kurz vor dem Abmarsch soll der Kronprinz den Marschbefehl zerrissen und Unruh dadurch vielleicht vor dem Tod gerettet haben. Erscheinen durfte das Werk dennoch erst nach dem Krieg. Dabei war Unruh damals kein Pazifist. Hier eine Kostprobe:

Dorfentlang wurde gekämpft. Von Haus zu Haus. Hillbrand lief, letzte Sonne im Haar, durch Glutwellen brennender Straßen. Blutschreie und Gewehrgeknalle ballten sich zu dunklen Qualmwolken.

(...) Blau über dem Graben erschien der Feind. Mit ruhiger Hand bediente der Vikar ein Maschinengewehr und führte den Lauf die Kopfreihe des Angriffs entlang. Einer nach dem andern klappte um. Kox sprengte seine Mine. Abgerissene Menschenglieder flogen über die Kompagnie. „Weiß der Kuckkuck, können die Schufte nicht ihre Gliedmaßen beieinander behalten“, fluchte der Trommler, als ihm ein Oberarm an die Nase schlug. Rote Stiele der Handgranaten züngelten wie Flämmchen zwischen den Gräben. „Sie heben die Arme hoch“, Werner sprang. Auf ihn zu kam langsam eine weiße, gespenstische Wand, daß er zurückschauderte: „Gasmasken!“ Alle hüllten die Köpfe ein; Augen und nichts als Augen. Über sie pfiff der Hauptmann, dass es ins Wirbelmark fuhr und die Kompagnie vorstöhnte, bis ihr der Feind in die Bajonette fiel. (Harig/Heckmann/Oberhauser, S. 144f.)

Auch das südöstlich von Douaumont gelegene Fort Vaux (1881–84) war Monate lang schwer umkämpft: Am 1. Juni 1916 gelang deutschen Truppen zwar der Vorstoß ins Innere. Doch anders als in Douaumont gaben die Verteidiger nicht auf. Sechs Tage währte ihr verzweifelter Kampf in den engen, feuchten Gängen. Am vierten Tag sandte Kommandant Raynal eine Briefftaube aus, ein letzter Hilfeschrei. Das arme Tier kämpfte sich durch Kugelhagel und Giftgas und starb, als es in der Zitadelle von Verdun ankam. Es wurde ausgestopft, bekam einen Ehrennamen (Die Tapfere), eine Ehrentafel (Gefallen für Frankreich) und das Kreuz der Ehrenlegion. Doch den Verteidigern des Forts war damit auch nicht geholfen.

Bereits 1916 wurde der Kampf von **Henry Bordeaux** (1870–1963) literarisch verklärt. In seinem dokumentarischen Roman *Les derniers jours du Fort de Vaux* preist er die angeblichen Werte des Soldatentums, die sich hier gezeigt hätten. 1940 schloss er sich der faschistischen Vichy-Regierung an, nach dem Krieg geriet er in Vergessenheit. Bordeaux war Vorbild für den deutschen Autor **Josef Magnus Wehner** (1891–1973). Der streng religiös erzogene Lehrersohn war bei Kriegsausbruch als Freiwilliger dem Heer beigetreten und verbrachte zwei Jahre nahezu ununterbrochen an der Front. Am 12. Juli 1916 wurde er bei Fleury schwer verwundet. Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist, bis ihm mit seinem Kriegsroman *Sieben vor Verdun* (1930) der literarische Durchbruch gelang. Er schildert darin die Schlacht aus der Sicht von sieben Soldaten, von denen nur fünf überleben. Die letzte Nacht vor der Kapitulation im Fort de Vaux beschreibt er folgendermaßen:

Alle französischen Angriffe wurden abgeschlagen. Wieder glich der Vauxberg einem rauchenden Vulkan. Erstickende Gase drangen in die Hohlräume. Die Mauern krachten und die Verwundeten schrien (...).

Raynal besichtigte die Posten. Sie hingen niedergeschlagen an den Fenstern und rührten sich nicht mehr, als er sie ansprach. Sie konnten nicht mehr. Er ging in seine Kasematte. Dort stand der Unterleutnant Roy. Er erkannte seinen Kommandanten kaum. Er wusste nichts zu sagen.

Die Tür öffnete sich. Ein Verwundeter, den nackten Oberkörper mit blutigen Linnen umwunden, stand da wie ein Geist, die Hand an der Klinke. Er setzte einen Fuß vor, kniete nieder und rief:

„Mein Kommandant ... trinken!“

Es wurde Nacht. Raynal bat die Offiziere zu sich. Er fragte sie um Rat. Sie wussten nichts mehr. Draußen rollte die französische Kanone. Ei neuer Angriff? Der Kommandant versprach seinen

Offizieren, er werde sich ergeben, wenn auch dieser letzte Sturm scheitere. Die Artillerie schwieg. Handgranatengekrach, dann Stille ohne Ende.

Noch einmal ging Raynal die Gänge ab. Leute übergaben sich vor seinen Augen; sie hatten Urin getrunken. Andere waren ohnmächtig. In der großen Galerie leckte ein Mann an einer kleinen Strähne Feuchtigkeit, die über die Mauer schlitterte.

Der Tag graute. Sie sahen ihn nicht. Raynal sammelte seine Leute um sich:

„Das ist das Ende, meine Freunde. Ihr habt eure Pflicht getan, ich danke euch.“ (Wehner, S. 174f.)

Am 7. Juni 1916 mussten die 250 Überlebenden aus Wassermangel kapitulieren. Allein auf deutscher Seite waren 2700 Mann gestorben. Ein schwer erkämpfter und doch völlig sinnloser Sieg, denn nur fünf Monate später wurde das Fort aufgegeben und kampflos von französischen Truppen eingenommen. 1924 besuchte **Kurt Tucholsky** den Ort. Anders als Bordeaux und Wehner erschien ihm die Ruine nicht als Symbol soldatischer Tugenden, sondern als Gleichnis für die Sinnlosigkeit des Krieges:

Der Wagen hält. Diese kleine Hügelgruppe: das ist das Fort Vaux. (...). Um diesen Kohlenkeller haben sich zwei Nationen vier Jahre lang geschlagen. Da war der tote Punkt, wo es nicht weiter ging, auf der einen Seite nicht und auf der andern auch nicht. Hier hat es haltgemacht. Ausgemauerte Galerien, mit Beton ausgelegt, die Wände sind feucht und nassen. In diesem Holzgang lagen einst die Deutschen; gegenüber, einen Meter von ihnen, die Franzosen. Hier mordeten sie, Mann gegen Mann, Handgranate gegen Handgranate. Im Dunkeln, bei Tag und bei Nacht. Da ist die Telefonkabine. Da ist ein kleiner Raum, in dem wurde wegen der Übergabe parliert. Am 8. Juni 1916 fiel das Fort. Fiel? Die Leute mußten truppweise herausgehackt werden, mit den Bajonetten, mit Flammenwerfern, mit Handgranaten und mit Gas. Sie waren die letzten zwei Tage ohne Wasser. (Tucholsky: Bd. 1, S. 1207)

Rund um die Festungen von Douaumont und Vaux ist die Erde noch heute von Schützengräben zerfurcht. Einer davon wurde zu einem makabren Denkmal umgestaltet: der sogenannte Bajonettgraben. Nach dem Krieg war hier ein ehemaliger Schützengraben entdeckt worden, aus dem die Spitzen aufgeplanzter Bajonette herausragten. Der Legende nach sollen im Jahr 1916 hier sieben französische Soldaten aufrecht stehend verschüttet worden sein.

Zahllos sind die Geschichten, die es über diese Grabenkämpfe zu erzählen gäbe. Stellvertretend für viele sollen auch hier ein deutscher und ein französischer Verdun-Veteran erwähnt werden, **Georges Duhamel** (1884–1966) und **Ernst Toller** (1893–1939): Duhamel war wie Jules Romains ein Anhänger des Unanimismus, demzufolge bestimmte Menschen eine gemeinsame, kollektive Seele besitzen. Krieg war für ihn daher nicht nur moralisch verwerflich, sondern seelischer Selbstmord. Dennoch ging er als Feldchirurg an die Front, zunächst in die Champagne, dann nach Verdun. Noch während des Krieges veröffentlichte er die beiden Novellenbände *Vie de martyrs* (1917) und *Civilisation* (1918). In beiden Büchern schildert er den Kriegsalltag in seiner unheroischen Erbärmlichkeit. Nach dem Krieg schloss sich Duhamel der pazifistischen Intellektuellen-Bewegung „Clarté“ an.

Auch Toller hatte die Kriegslazarette kennengelernt, allerdings nicht aus der Perspektive des Arztes, sondern der des Patienten. Von April 1915 bis Mai 1916 kämpfte er bei Verdun an vorderster Front, erlebte den Beginn der großen Schlacht und den Fall von Douaumont, wurde wegen Tapferkeit ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert. Gleichzeitig verfasste er seine ersten Anti-Kriegs-Gedichte und erlitt schließlich einen physischen und psychischen Zusammenbruch, von dem er sich nie wieder erholte. Nach verschiedenen Lazarett-Aufenthalten wurde er 1917 als nicht mehr „k.v.“ (kriegsverwendungsfähig) eingestuft und entlassen. 1933 emigrierte er in die USA, wo er seine Autobiografie *Eine Jugend in Deutschland* (1933) verfasste. Darin widmet er Verdun ein ganzes Kapitel, dem folgender Text entnommen ist:

Eines Nachts hören wir Schreie, so, als wenn ein Mensch furchtbare Schmerzen leidet, dann ist es still. Wird einer zu Tode getroffen sein, denken wir. Nach einer Stunde kommen die Schreie wieder. Nun hört es nicht mehr auf. Diese Nacht nicht. Die nächste Nacht nicht. Nackt und wortlos wimmert der Schrei, wir wissen nicht, dringt er aus der Kehle eines Deutschen oder eines Franzosen. Der Schrei lebt für sich, er klagt die Erde an und den Himmel. Wir pressen die Fäuste an unsere Ohren, um das Gewimmer nicht zu hören, es hilft nichts, der Schrei dreht sich wie ein Kreisel in unsern Köpfen, er zerdehnt die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Jahren. Wir vertrocknen und vergreisen zwischen Ton und Ton.

Wir haben erfahren, wer schreit, einer der Unsern, er hängt im Drahtverhau, niemand kann ihn retten, zwei haben's versucht, sie wurden erschossen, irgendeiner Mutter Sohn wehrt sich ver-

*zweifelt gegen seinen Tod, zum Teufel, er macht soviel Aufhebens davon, wir werden verrückt, wenn er noch lange schreit.
Der Tod stopft ihm den Mund am dritten Tag. (Toller, S. 51)*

Straßen an die Front

Die lothringische Stadt Bar-le-Duc ist berühmt für die Skulptur „Le transi“ (1547) des Bildhauers Ligier Richier. Sie zeigt den halbverwesten Leichnam von René de Chalon, Prinz von Oranje, der 1544 vor Saint-Dizier fiel. Von hier führt eine Straße zum Toten Mann, eine Verteidigungsstellung vor Verdun. An beiden Enden dieser Straße wartete demnach der Tod. **Maurice Barrès** verlieh ihr den Namen „Voie Sacrée“, vermutlich in Anlehnung an die „Via Sacra“, über die einst siegreiche Feldherrn in das antike Rom einzogen. In dem Text *Pendant la bataille de Verdun* über seine Reise an die Front vom 14. April 1916 erwähnt er den Namen zum ersten Mal:

Das ist die heilige Straße. Sie wird legendär werden ... In dieser lang gezogenen Maas-Ebene, die schon so viele Invasionen erlebt hat, wird sie auf ewig sprechen. (Caffier: Ecrivains, S. 11; Ü: S. W.)

Die Voie Sacrée war eine kurvenreiche, nur spärlich geschotterte Schlamm-Piste, über die Verdun während des Kriegs mit Nachschub versorgt wurde. Im Sommer 1916 passierten täglich zwischen 3000 und 8000 Laster die 75 Kilometer lange Straße, durchschnittlich ein Fahrzeug alle 14 Sekunden. Sie schafften Nachschub an die nahe Front: 50000 Tonnen Kriegsmaterial und 90000 Männer pro Woche. Wer auf dem Weg umkam, wurde einfach am Wegesrand beigesetzt. So säumte schon bald ein Wald weißer Holzkreuze die gesamte Strecke. In seinem Anti-Kriegsroman *Les croix de bois* (1919) hat der französische Schriftsteller **Roland Dorgelès** (1885–1973) dieses Motiv literarisch gestaltet. In jüngerer Zeit hat **Peter Sloterdijk** (*1947) das Thema in seinem Roman *Der Zauberbaum* (1985) aufgegriffen:

Bald stieß er auf ein Tal, das in die nordöstliche Richtung zeigte. Durch die Talkerbe zog sich eine endlose Straße, auf der sich eine seltsame Prozession bewegte. In träger unaufhörlicher Folge krochen unzählige braune Fahrzeuge in beiden Richtungen über die Straße dahin. Es waren Militärlastwagen, auf denen schlafende Soldaten hockten. Nach Südwesten rollten Sanitätswagen, beladen mit zerschossenen Leibern, und leere Munitionstransporter, während nach Nordosten große Lastwagen mit intakten Solda-

tenkörpern führen – dazwischen auf beiden Seiten Verpflegungszüge, Panzerwagen und schwere Feldkanonen. Es war eine ununterbrochene, wimmelnde Kette, die sich über unsichtbare Triebräder im Norden und Süden umzuwälzen schien – Gerät und Mannschaften hinauf, Krüppel und Trümmer hinuntertransportierend. (Sloterdijk, S. 313)

Zu den Soldaten, die den Einsatz an der Voie Sacrée überlebten, gehörte **Henri Barbusse** (1873–1935). Er war vor Verdun als Krankenträger eingesetzt und im April 1916 schwer verletzt worden. Die Monate September bis November 1916 verbrachte er im lothringischen Badeort Plombières-les-Bains. Mitten im Krieg fand er hier die nötige Ruhe, um an seinem Kriegsroman *Le Feu. Journal d'une escouade* zu arbeiten. Am Ende fiel Barbusse der Abschied von der lothringischen Idylle schwer, wie folgender Brief an seine Frau verdeutlicht:

Plombières-les-Bains, 12. November 1916

Heute war mein letzter Sonntag in Plombières. Ich unternahm einen hübschen Spaziergang durch den Wald und das etwas kühle, entblößte und feuchte Tal, aber dennoch bei einem Strahl Sonne, der nicht vor 3 Uhr verlosch.

Am Abend nun sitzen wir vereint um den Tisch in unserem Saal, erleuchtet von einem störrischen Gaslicht, das auf eine regelmäßige und aufreizende Weise heller und dunkler wird ... (Barbusse, S. 219)

Auch die Deutschen hatten ihre Nachschubrouten nach Verdun. An einer davon lag das Dorf Gussainville. Anfang 1916 kampierte hier, in den Ruinen eines verwüsteten Herrnsitzes, der Maler **Franz Marc**. Als Bett diente ihm ein umgelegter und mit Heu gefüllter Hasenstall. Die Feldpostbriefe, die er an seine Mutter und seine zweite Frau Maria Franck schickte, zeugen von seiner wachsenden Desillusionierung. Dennoch versuchte er noch wenige Tage vor seinem Tod seiner Frau und sich selbst Mut zuzusprechen:

Nun sind wir mittendrin in diesem ungeheuerlichsten aller Kriegstage (...). Von der wahnsinnigen Wut und Gewalt des deutschen Vorsturmes kann sich kein Mensch einen Begriff machen, der das nicht mitgemacht hat. Wir sind im Wesentlichen Verfolgungstruppen. Die armen Pferde! Aber einmal musste dieser Moment ja kommen, in dem alles eingesetzt wird; aber es gelang (und es wird sicher noch weiter gelingen) und zwar gerade am stärksten Punkt der franz. Front: Verdun, – das hätte niemand gehnt, das ist das

Unglaubliche (...). Wir sind heraußen wohl genau wie ihr gespannt auf den Ausgang dieses riesigen Kampfes, den Worte nie werden schildern können. Ich zweifle keine Minute an dem Fall von Verdun und dem darauffolgenden Einbruch in das Herz des Landes ... (Briefe vom 27.02. und 02.03.1916 in Marc, S. 151, 153)

Am 4. März 1916 schrieb Marc einen letzten Brief. Am Nachmittag des gleichen Tages ritt er durch den nahen Laubwald Richtung Front, wo ihn ein Granatsplitter in den Kopf traf. Er wurde in Gussainville beigesetzt und ein Jahr später nach Kochel am See überführt, wo sein Grab noch heute besucht werden kann.

Für manchen deutschen Soldaten endete der Weg aus Verdun im Spital von Saargemünd. Von der einstigen Kriegsbegeisterung des hier praktizierenden Arztes und Dichters **Alfred Döblin** war nichts geblieben. Bereits am 20. November 1915 hatte er an Walden geschrieben, die Schlachten wachsen ihm „zum Halse heraus“. Um das Wesen des Krieges zu verstehen, nutzte er dienstfreie Stunden zu historischen Studien. Aus der Straßburger Universitätsbibliothek ließ er sich Bücher über die Kreuzzüge, den 30-jährigen (1618–48), den deutsch-dänischen (1866) und den deutsch-französischen Krieg (1870) schicken. 1916 begann er mit den Arbeiten am *Wallenstein*. Am 29. März 1916 schrieb er an Walden:

Mit den Ohren haben wir die Schlachten um Verdun hier mitgekämpft; orientiere Dich auf der Karte, wie weit wir von Verdun sind, und so stark war die Kanonade tags und nachts, daß bei uns die Scheiben zitterten, daß wir Trommelfeuer unterschieden, ganze Lagen, Explosionen; ein ewiges Dröhnen, Bullern, Pauken am westl. Himmel (...). Die Eroberer von Douaumont sind hier in Ruhestellung, sie ist aber bald zu Ende. Sie erzählen von den ungeheuren, von uns kaum ausdenkbaren Strapazen der Lagerung in nassen Wäldern, des Hungerns und Dürstens beim Vorrücken, weil keine Küchen nachkommen (tagelang!), Wassertrinken aus Granatlöchern, in denen Grundwasser erscheint, Schneeeessen. (Schock, S. 56f.)

1917 verschlimmerte sich die Lage weiter. Viele Kollegen Döblins waren tot oder verwundet. Dass er selbst nicht an die Front geschickt wurde, verdankte er nur seiner chronischen „Magenaffektion“. Am 12. Januar 1917 nannte er den Krieg „schlimm, schrecklich, entsetzlich“ und am 3. Juni 1917 fügte er hinzu: „Ich spucke auf ein Kohlenbergwerk, wenn man es mit 100000 Leichen und ebenso vielen andern Werten zu bezahlen hat“.

Da die Stadt unter fast täglichen Fliegerangriffen litt, spielte sich das Leben zunehmend im Keller ab.: Döblins dritter Sohn Klaus wurde am 20. Mai 1917 während eines Fliegerangriffs im Keller seines Wohnhauses geboren.

Im Juni 1917 kam es zu einem folgenschweren Streit zwischen Döblin und seinem Vorgesetzten, dem königlich-bayerischen Oberstabsarzt Friedrich Ott, der im August seine Versetzung nach Hagenau zur Folge hatte. Noch im Jahr 1917 begann Döblin mit der Niederschrift seiner fantastischen Erzählung *Das verwerfliche Schwein*, in der er die Umstände seines Abschiedes verarbeitet.

Zusammenbruch und Waffenstillstand

1913, im Jahr der Zaberner Affäre, hatte der elsässische Arzt und Pastor **Albert Schweitzer** (1875–1965) in der französischen Kolonie Äquatorialafrika (heute Gabun) mit dem Aufbau eines Urwaldspitals begonnen. Als deutsche Staatsbürger waren er und seine Frau Helene bei Kriegsbeginn unter Hausarrest gestellt worden. 1917 wurden sie nach Frankreich deportiert und bei Bordeaux, später bei Saint-Remy-de-Provence, interniert. In diesen Kriegstagen formulierte Schweitzer seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben.

Im Sommer 1918 wurden er und seine kranke Frau entlassen. Über Konstanz reisten die beiden nach Straßburg, wo Schweitzer eine Anstellung als Assistenzarzt und Vikar zu St. Nicolai fand. Außerdem besuchte er seinen Vater, der Pastor im oberelsässischen Günsbach war. Der kleine Ort liegt am Ausgang des Münstertals, zu Füßen des Lingenkopfs, wo seit Jahren ein Grabenkampf tobte. In seinem Buch *Aus meinem Leben und Denken* (1931) erinnert er sich:

Da Günsbach im militärischen Operationsgebiet lag, bedurfte es vieler Gänge und vieler Gesuche, bis ich die Erlaubnis erhielt, meinen Vater aufzusuchen. Die Bahn ging nur noch bis Colmar. Die fünfzehn Kilometer von dort gegen die Vogesen mußten zu Fuß zurückgelegt werden.

Die also war das friedliche Tal, von dem ich am Karfreitag 1913 Abschied genommen hatte! Dumpf dröhnten Kanonenschüsse von den Bergen. Auf den Straßen wandelte man zwischen mit Stroh belegten Drahtgittern wie zwischen hohen Mauern einher. Sie sollten den feindlichen Batterien auf dem Kamme der Vogesen den im Tale stattfindenden Verkehr verbergen. Überall ausgemauerte Stellungen für Maschinengewehre! Zerschossene Häuser! Berge, die ich als bewaldet in Erinnerung hatte, standen kahl da.

Nur einige Stämme hier und da hatte das Granatfeuer übriggelassen. In den Dörfern war der Befehl angeschlagen, daß jedermann stets die Gasmaske mit sich tragen müsse. (Schweitzer, S. 203f.)

Wie nah das Ende bereits war, ahnten damals nur wenige: Am Morgen des 10. November 1918 ging eine alte Hagenauerin wie immer zum Wasserturmplatz (heute Place Robert Schuman), um Pferdeäpfel zu sammeln. Dabei bemerkte sie etwas Unglaubliches: Die Schildwache vor der benachbarten Schule, damals Kaserne, war nicht auf dem Posten:

Die Frau ging wirklich gerade über den Wasserturmplatz (...). In der langen niedrigen Schule an der Straßenkreuzung lagen Rekruten. Das große Tor zum Schulhof war verschlossen. Man hörte schreien, laute Männerrufe. Die Frau, die gerade das Trottoir vor der Schule verließ, horchte hin. Sie runzelte mißbilligend die Stirn, aber hielt sich nicht auf. Sie war auf dem Sprung. Da saßen schon die Raben, den ganzen Damm vor der Schule bedeckten sie und hackten und krächzten, und dazwischen flatterten die grauen Sperlinge, und alle hielten sich an ihre Beute, als wenn es ein Gerstenfeld wäre. Es war der Pferdewast, den sie für ihr Gemüsehärtchen brauchte (...). Wie sie mit dem vollen Eimer auf das Schilderhaus zuzuging, neben der breiten Schultreppe, staunte sie. Sie suchte. Sie wollte ihren Eimer wie jeden Morgen der jungen Schildwache zur Aufbewahrung geben, bis Mittag, wenn sie von der Arbeit kam. Der Bursche war nicht da. Drin schrien sie hinter dem geschlossenen Tor unentwegt weiter, es war schon ein Gebrüll. Die Alte, ihren Eimer in der Hand, war drauf und dran, an das Tor zu klopfen und Ruhe zu fordern. (Döblin: Bd.1, S. 5f.)

So beginnt der Roman *November 1918* von **Alfred Döblin**. In der 1939 abgeschlossenen Trilogie lässt er die alte Dame Weltgeschichte erleben: An jenem 10. November hatte der deutsche Kaiser abgedankt, der Erste Weltkrieg war zu Ende, die Soldaten verließen die Kasernen. Auf den Straßen tauchten deutsche Soldatenräte mit roter Armbinde (der Farbe der Revolution), elsässische Bürgerwehren mit rot-weißer Binde (den Farben des Elsass) und Vertreter des lokalen Empfangskomitees mit blau-weiß-roten Kokarden auf (den Farben Frankreichs).

Döblin hatte die Ereignisse selbst miterlebt. Seit August 1917 lebte er mit seiner Familie in der Schanzenstr. 2 (heute 30 Rue de la Redoute) in Hagenau und arbeitete in den Spitälern von Bischweiler und Mariantal. Teile des Romans *Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine* (1918) und des Anti-Kriegsromans *Wallen-*

stein (1920) dürften hier entstanden sein. Vielleicht war er auch beim Sturz des Kaiserdenkmals in Straßburg beteiligt, jedenfalls schildert er den Vorgang sehr lebendig:

... da bemächtigten sie sich, wie es stiller geworden war, eines gewaltigen Seils (...). Ein paar Mann sprangen auf das Pjedestal, und jetzt wurde die Rolle des Schiffstaus klar: man legte es der bronzenen Kaiserfigur dreimal um den Rumpf. Und dann, während sie von oben heruntersprangen und ein großer Kreis freige-macht wurde, begann ein regelrechtes Tauziehen unter aktiver und anfeuernder Beteiligung des ganzen versammelten Volkes. Ihr „Ho hü“ tönte regelmäßig über den Platz. Ein Zittern oben, ein Nachgeben, ein sichtbares Schwanken, und nun ein gelles allgemeines „Ho hü“, ein Schrei, und knackend beugte sich die Bronzefigur vor und schmetterte krachend, splitternd vornüber auf die Steinquader hin. Der Jubel, das Getümmel. Und nun trat das Handwerkszeug in Funktion. Sie waren auf alles eingerichtet, man hatte alles vorbedacht. Sie hockten zu drei und vier auf der zerschmetterten Figur, meißelten, hämmerten, drückten. Mit einem Knirschen brach der Bronzekopf ab. Die Arbeit war beendet. (Döblin: Bd. 1, 284f.)

Im gleichen Jahr wie Döblins Trilogie erschien der Roman *Der Zauberer Muzot* (1939) von **Ernst Moritz Mungenast** (1898–1964). Die Unterschiede freilich sind eklatant: Döblins Text wurde in einem Exilverlag veröffentlicht und spielt vor allem im Elsass, Mungenasts Text wurde in einem reichsdeutschen Verlag veröffentlicht und spielt in Lothringen. Das Eintreffen revoltierender Matrosen am Metzter Bahnhof wird so beschrieben:

Plötzlich aber verstummten alle in der Halle und in den Gängen Anwesenden und lauschten auf einen eigentümlichen Lärm, der vom Bahnsteig in die Unterführung drang. Ein wildes Gepfeiffe und Gejohle erfüllte alle Räume. Muzot, der in die Nähe der Sperre gegangen war, traute seinen Augen und Ohren nicht. „Hoch lebe die Revolution in ganz Deutschland! Nieder mit den Kriegsverlängerern!“ So schrie es aus dem Tumult heraus, der von der Unterführung zur Sperre drängt. In der Mitte wurde eine rote Fahne geschwenkt. Männer in Matrosenuniformen trugen sie, stießen die Militärposten an der Sperre beiseite, traten in die Mitte der Halle und schrien, daß es durch alle Räume gellte: „Re-volution in ganz Deutschland! Alle Macht liegt in den Händen der Soldatenräte! Nur die Soldatenräte befehlen! Wir befehlen! Waffen weg, Waffen ablegen, alle Waffen hier auf einen Haufen

werfen!“ Nach diesen Worten entstand ein erbittertes Handgemenge. Männer in Feldgrau mit roten Kokarden halfen den fünf Matrosen, die eben mit dem Schnellzug von Köln in Metz eingetroffen waren. (Mungenast: Muzot, S. 745)

Mungenasts Mutter war eine lothringische Handwerkerstocher, sein Vater ein deutscher Architekt, der an der Bauhütte der Metzter Kathedrale tätig war. Den Ersten Weltkrieg erlebte er als deutscher Soldat an der Westfront, 1918 erlitt er in Flandern eine schwere Gesichtsverletzung. Seinen ursprünglichen Plan, die Mediziner-Laufbahn einzuschlagen, gab er daraufhin auf und ließ sich stattdessen als freier Autor in Stuttgart nieder. Ab 1933 arbeitete er für die württembergische NS-Presse und veröffentlichte voluminöse Romane, in denen er lothringische Familienschicksale der Reichslandzeit schildert. Die neuerliche Annexion seiner einstigen Heimat durch das Dritte Reich im Jahr 1940 feierte er als „Vereinigung mit dem endlich machtvoll rollenden Blutstrom des großen Reiches“. Hier seine Schilderung des Einzugs französischer Truppen im Metz, mit denen die kurzlebige Räterepublik endete:

Fahnenmasten waren aufgestellt, Girlanden gezogen, die öffentlichen Gebäude geschmückt und verziert worden. Poilus zogen Arm in Arm mit Frauen und Mädchen durch die Straßen, sangen französische Lieder, tanzten und schrieten und bereiteten den bekannten Protestlern stürmische Ovationen. Alle bei Kriegsausbruch über die Grenze Geflohenen waren zurückgekehrt. In den Schaufenstern vieler Geschäfte waren flugs aus Nancy herbeigeschaffte Bilder der führenden Staatsmänner und Generale Frankreichs und seiner Alliierten zu sehen (...). Am 26. November hielt Marschall Foch seinen feierlichen Einzug in Metz. Nach einem Besuch in der Kathedrale, wo er vom Domherrn Florion begrüßt wurde, empfingen ihn Mirman und Prevel im Stadthaus am Paradeplatz. Der Marschall beantwortete die Ansprache der beiden Männer mit einer vor Rührung zitternden Stimme. Die Gewißheit, die Festung Metz kampfflos erhalten zu haben, mochte ihn tief bewegen. (Mungenast: Muzot, S. 750, 770)

Mit den französischen Soldaten kamen auch manche Schriftsteller ins Land, darunter **André Maurois** (1885–1967). Der aus einer elsässischen Familie stammende und in der Normandie aufgewachsene Schriftsteller zog 1918 als siegreicher Soldat in Haguenau ein, wo er von Freunden aus der Vorkriegszeit empfangen wurde. Die herzliche Begegnung schildert er in dem Roman *Les bourgeois de Witzheim* (1920). Noch angenehmer

sind die Erinnerungen von **Louis Aragon** (1897–1982) an den Nachbarort Bischwiller, die er den Lesern seines Romans *La mise à mort* anvertraut:

Die Leutnants haben eine tägliche Ablenkung erfunden: Bei Einbruch der Dunkelheit, gegen halb fünf, sechs Uhr gehen sie zur Straße Richtung Bischwiller, von wo die Mädchen die Milch holen und wo wir sind. Man fasst sich am Arm, man ziert sich. Diese Fräuleins sind nicht schüchtern. Auf dem Hinweg, wenn ihre Töpfe leer sind, lassen sie sich gerne küssen. Unter verschiedenen Vorwänden gehen wir bis zur Stadt mit: Man braucht ja immer etwas für die Kantine ... (Aragon, S. 298; Ü: S. W.)

Der lange Weg zum Frieden

Am 10. September 1873 hatte eine Pilgerfahrt auf den Sion-Vaudémont stattgefunden, Lothringens „Heiliger Berg“. Vertreter des von Deutschland annektierten Elsass-Lothringen legten „seiner“ Jungfrau von Sion eine schwarze Marmorplatte zu Füßen. In sie war ein zersprungenes Lothringer Kreuz eingraviert, Symbol der Spaltung der Region, sowie eine Inschrift in Lothringer „Patois“: „Ce name po tojo“ (Es ist nicht für immer). Im Juni 1920, nach der Rückkehr Elsass-Lothringens zu Frankreich, wurde im Rahmen einer feierlichen Zeremonie, an der ca. 30000 Menschen teilnahmen, eine weitere Inschrift enthüllt: „Ce n’ato me po tojo“ (Es war nicht für immer). Der greise Schriftsteller **Maurice Barrès** brachte auf dem Lothringer Kreuz eine goldene Palme an, die den nun geheilten Riss verdeckte. Aus dem Altar der Revanche war der des Sieges geworden. Doch der Friede war noch nicht gesichert:

In einer Sommernacht des Jahres 1936 nahm der Schriftsteller **Paul Ettighoffer** (1896–1975) an einem Treffen von Verdun-Kämpfern aller Nationen teil. Er war ein Bauersohn aus Colmar, der zunächst in einem Waisenhaus und dann einem belgischen Jesuitenseminar aufwuchs. 1914 meldete er sich freiwillig zur deutschen Armee und kämpfte bis Mai 1916 in Frankreich. Nach mehreren Monaten an der Ostfront kehrte er Anfang 1917 an die Westfront zurück: nach Verdun. Seine Eindrücke verarbeitete er in mehreren Romanen, darunter *Verdun. Das Große Gericht* (1936). Im Schlusskapitel kommt er auf das Veteranentreffen zu sprechen:

Fast gespensterhaft wirkt dieser Nachtmarsch der Hunderttausend über das Trichterfeld. Neben mir gehen zwei Franzosen, ein Handwerker aus Sedan und ein Winzer aus Burgund, wie ich

später feststellen kann. Vor mir bilden zwei Kanadier einträchtig mit drei Deutschen, zwei Belgiern und einem Franzosen die Achterreihe. Dann kommen Amerikaner, Deutsche, Franzosen, alle zufällig nebeneinander. In dieser Riesenkolonne marschiert der Frontsoldat zwischen hunderttausend Kameraden, einstmals seine Brüder in Leid und Todesgefahr. Unser Ziel ist der große Friedhof vor dem Gebeinhaus. Wir stellen uns vorne auf, eine Flamme der Erinnerung flackert, am Grabmal des Unbekannten Soldaten entzündet und durch Frontkämpferstafetten von Paris bis hierher gebracht.

Langsam schlägt die Glocke vom Turm des Gebeinhauses, und dann schüttert ein Kanonenschuß über das Schlachtfeld hin. Hunderttausend Frontkämpfer legen vor den Gebeinen der Toten den Schwur ab, den Weltfrieden zu halten und zu schützen. Und in drei Sprachen hallt es nacheinander weithin durch die Nacht: „Wir schwören es!“ (Ettighoffer, 307 f.)

Der Schwur sollte gerade mal vier Jahre halten. Erst nach einem weiteren Weltkrieg fanden die Länder Europas zueinander. 1966 fand in Verdun ein deutsch-französisches Jugendtreffen statt, das mit einer nächtlichen Feierstunde am Douaumont endete. Der Verdun-Veteran und Staatspräsident **Charles de Gaulle** zog damals folgende Bilanz:

Aus dieser Schlacht können die Franzosen und die Deutschen nur einen Schluss ziehen, dass die Früchte ihrer Kämpfe nichts als Schmerzen waren. Heute sehen die beiden großen Nachbarländer, die geschaffen sind, einander zu ergänzen, den Weg gemeinsamen Handelns vor sich. (Anhäuser, S. 108)

Auch sein Nachfolger **François Mitterrand** war bei Verdun verwundet worden, allerdings im Zweiten Weltkrieg. 1984 traf er sich hier mit Helmut Kohl. Die beiden Staatschefs besuchten einen deutschen und einen französischen Soldatenfriedhof, bevor sie sich am Douaumont vor einem mit einer französischen und einer deutschen Fahne bedeckten Katafalk die Hände reichten. Eine französische Kapelle spielte das Lied der Deutschen, eine deutsche Kapelle die Marseillaise. Bereits am Morgen hatten die beiden eine Erklärung unterzeichnet, in der es heißt:

Wir haben uns versöhnt. Wir haben uns verständigt. Wir sind Freunde geworden. Heute, am 22. September 1984, sind der Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und der Präsident der Französischen Republik in Verdun zusammengekommen, um

sich vor den Gräbern der gefallenen Söhne Frankreichs und Deutschlands zu verneigen. Mit ihrer gemeinsamen Ehrung der Toten vergangener Kämpfe setzen sie an historischer Stätte ein Zeichen dafür, dass beide Völker unwiderruflich den Weg des Friedens, der Vernunft und freundschaftlichen Zusammenarbeit eingeschlagen haben. Die Einigung Europas ist unser gemeinsames Ziel – dafür arbeiten wir – im Geist der Brüderlichkeit.

Dass diese Erinnerungsarbeit jedoch nie abgeschlossen und von jeder Generation neu geleistet werden muss, zeigt das Werk des Lothringers **Philippe Claudel** (*1962): Bekannt wurde er mit seinem Roman *Les âmes grises* (2003), in dem er die bedrückende Atmosphäre in einem lothringischen Dorf während des Ersten Weltkriegs beschreibt. 2008 verfasste er mit dem Zeichner Philippe Delestre das Jugendbuch *La guerre est finie*, in dem er sich zu seiner lothringischen Identität äußert:

Obwohl ich lange Zeit nach dem letzten Verstummen der Waffen geboren wurde, habe ich merkwürdigerweise eine Kriegskindheit verbracht. Dies liegt vermutlich daran, dass ich in Lothringen zur Welt kam, einem Land, dessen Leib Jahrhunderte lang von Armeen aufgeschlitzt wurde, solchen, die durchzogen, und solchen, die blieben. Die Landschaften hier sind immer noch erfüllt vom Kampflärm, und die Wiesen, die Wälder, die Hügel, die Weizen- und Weinfeldern tauchen ihre Wurzeln in blutgetränkten Lehmböden (...).

Der Tod ist ebenso wenig französisch wie deutsch. Weder Schmerz noch Leid gehören einzelnen Völkern. Töten ist nicht menschlich, so einfach ist das, aber Überleben ist es, mehr als alles andere. Und sich erinnern ist es auch, aber nicht in Form einer säuerlichen, sich stets wiederholenden Litanei: Wir müssen nur einfach da sein, damit nichts wirklich stirbt, auf dass aus einer befriedeten Erinnerung eine verheißungsvolle Zukunft erwachsen möge. (Claudel, S. 9/21; Ü: S. W.)

Bibliographie

- Aragon, Louis: *La mise à mort*, Paris: Gallimard 1965
 Barbusse, Henri: *Briefe von der Front*, Leipzig: Reclam junior 1987
 Barrès, Maurice: *Romans et voyages*, 2 Bände, Paris: Robert Laffont 1994
 Claudel, Philippe: *La guerre est finie*, Nancy, éd. Place Stanislas 2008
 Döblin, Alfred: *November 1918. Eine deutsche Revolution*, 4 Bände, München: DTV 1995 Paul Ettig-
 offer: *Verdun. Das Große Gericht*, Wiesbaden und München: Limes-Verlag 1976
 Flake, Otto: *Ein Leben am Oberrhein. Essays und Reiseskizzen aus dem Elsaß und Baden*, Frankfurt/
 Main: Fischer 1987

- Fröba, Gudrun/Nitsche, Rainer (Hrsg.): Durchfall in Zabern. Eine Militärdemontage, Berlin: Transit Buchverlag 1982
- Harig, Ludwig; Heckmann, Herbert; Oberhauser, Fred (Hrsg.): Französisch heitres Tageslicht. Deutsche Schriftsteller reisen nach Frankreich, o. O.: Verlag K. F. Geißler 2001
- Heym, Georg: Werk, Frankfurt am Main: Zweitausendundeins o. J.
- Hessel, Franz: Sämtliche Werke, 5 Bände, Frankfurt/Main: Igel-Verlag 1999
- Höfler, Polly Maria: André und Ursula, Frankfurt am Main: Umschau Verlag 1948
- Jacobs, Ilse: Lothringische Geschichten, Frankfurt am Main: Englert & Schlosser 1930
- Jünger, Ernst: Kriegstagebuch 1914–1918 (Hrsg. Helmuth Kiesel), Stuttgart: Klett Cotta 2010
- Marc, Franz: Briefe aus dem Feld (Hrsg. Klaus Lankheit/Uwe Steffen), Berlin: Rembrandt Verlag 1956
- Maurois, André: Les bourgeois de Witzheim, Paris: Grasset 1920
- Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.): Deutsche jüdische Soldaten 1914–45. Wanderausstellung, Freiburg 1982
- Mungenast, Ernst Moritz: Der Zauberer Muzot, Dresden: Wilhelm Heyne Verlag 1939
- Sartre, Jean-Paul: Carnets de la drôle de guerre, Paris: Gallimard 1995
- Schickele, René: Werke in drei Bänden, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1959–61
- Ders: Wir wollen nicht sterben!, München: Kurt Wolf Verlag 1922
- Schock, Ralph (Hrsg.): Alfred Döblin. Meine Adresse ist: Saargemünd. Spurensuche in einer Grenzregion, Merzig: Gollenstein 2009 (Reihe: Spuren)
- Sloterdijk, Peter: Der Zauberbaum. Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985
- Stadler, Ernst: Dichtungen, Schriften, Briefe. Kritische Ausgabe (Hrsg. Klaus Hurlebach/Karl Ludwig Schneider), München: C. H. Beck 1983
- Thomas, Adrienne: Die Kathrin wird Soldat, Berlin: Ullstein 1930
- Toller, Ernst: Eine Jugend in Deutschland, Reinbeck: Rowohlt 1963
- Tucholsky, Kurt: Ausgewählte Werke, 3 Bände, Reinbeck: Rowohlt 1965
- Wehner, Josef Magnus: Sieben vor Verdun. Ein Kriegsroman, München: Georg Müller 1930
- Zweig, Arnold: Erziehung vor Verdun, Berlin: Aufbau 2001